Philos.
257

bliothek
sburg

Phil 257

Gedanken

über

verschiedene Gegenstände

der

Politik und freien Künste

von

dem Verfaßer

der

metaphysischen Kezereien.

[Gleichen, Karl Heinrich]

1797.

SBR 069026456276

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede
des
Herausgebers.

Was ich hier liefere, sind französisch geschriebene und noch ungedruckte Flugschriften des Herrn Verfaßers der metaphysischen Kezereien. Die vier ersten sind von Ihm selbst, die lezten zwey von mir übersezt. Er wünschte, diese Gelegenheit zu benüzen, um

)(einige

einige wesentliche Berichtigungen und Verbeßerungen der zweiten Auflage seines obengenannten Werkes bekannt zu machen und ich habe solche am Schluße dieser Sammlung beigefügt.

Liebhaber der Kantischen Philosophie werden in dem einzuschaltenden Artikel über die Zahl Eins neue und faßliche Aufschlüße über die Bildung der subjectiven Ideen und die Formen der reinen Vernunft finden.

Innhalt.

I. Lobsprüche und Bemerkungen über die vornehmsten Meister der italiänischen Musik . . Seite 1.

II. Ueber die Baukunst . . . . . 11.

III. Bemerkungen über die Mahlerey . . 21.

IV. Anthropologische Diatribe eines Menschenkenners 45.

Innhalt.

V. Ueber den Despotismus 1794. . . Seite 55.

VI. Versuch eines Entwurfs zu einem ewigen Frieden. 1796 . . . . 79.

VII. Anhang zur zweiten Auflage der metaphysischen Kezereien . . . . 91.

VIII. Nachtrag zu den Bemerkungen über die Mahlerey . . . . 105.

Druckfehler in diesen Blättern . . . . 106.

I. Lob=

I.

Lobsprüche und Bemerkungen

über

die vornehmsten Meister

der

italiänischen Musik.

Unter allen Meisterstücken der Künste erhebt sich, nach meinem Geschmacke, keines in seiner Art, mehr über alle andere, als das Stabat Mater von Pergolese: Dieser große Mann erschien zu der Zeit, wo man anfieng, die Instrumentalbegleitung künstlicher zu bearbeiten, und, durch harmonische Verwicklungen derselben mit der Singstimme, neue Mannichfaltigkeiten hervorzubringen. Er war bey der Geburt dieser neuen Kunst, und begabte sie wie ein wohlthätiger Genius, mit seiner eigenen Unvergleichbarkeit.

Die ersten Erfindungen verschiedener großer Männer sind so vollkommen gerathen, daß die Verbesserungen ihrer Nachahmer weit unter ihnen geblieben sind: Aber jeder hatte nur einzelne Vorzüge, in denen er nicht übertroffen worden ist: So war z. B. Racine äußerst regelmäßig, rührend und wohlklingend — Corneille, nichts als erhaben! Pergolese scheint mir alle diese Vorzüge zu vereinigen: Er war zugleich was Corneille und Racine besonders waren.

Mit den allereinfachesten Mitteln war Er vollkommen, und ist klassisch in allen seinen verschiedenen Werken geblieben: Er gefällt dem Unwissenden wie dem Gelehrten. Seine harmonischen Begleitungen sind faßlich und doch künstlich; jeder Accord füllt und befriedigt das Ohr, und seine Melodie ist so fürtreflich wahr, daß die Hauptgedanken seiner Gesänge, so alt sie schon sind, sich doch nicht verjähren. Sie sind, so zu sagen, die Sprüchwörter der Musik geworden.

Haße lebte zugleicher Zeit, als Pergolese, — hatte aber den Vortheil über Leztern, dreimal länger zu leben. Die verzierte Tonkunst und Haße sind miteinander aufgewachsen, und haben sich wechselseitig verbeßert. Sein Styl ist edel, richtig, leicht und voller Anmuth. Niemand wußte beßer als er seine Arien dem Charakter der Personen, dem Sinn der Worte und der Stimme seiner Sänger anzupassen: Niemand hatte zu seiner Zeit einen beßern Geschmack als Er. Dieser gedankenreiche Tonkünstler hat fast die Schätze der Melodie erschöpft: Nach ihm hatte man Mühe, neue Gedanken zu erfinden: Man sah sich gezwungen, Schwürigkeiten aufzusuchen, sich auf den Scheideweg des Wahren und Falschen zu wagen, und durch Hülfe der Instrumente zu gefallen.

Galuppi, sonst Buranello genannt, hat vieles mit Haße gemein. Er hat lange gelebt, viel geschrie-

geschrieben, seine Harmonie ist leicht und ungezwungen, und seine Werke sind voll von einer Menge neuer und lebhafter Gedanken. Ohne ganz so reich zu seyn als Haße, war sein Talent doch ausgebreiteter; denn er war auch vorzüglich im Komischen berühmt. Steiffe Kunstrichter wollen verschiedene Verstoße gegen die musikalischen Regeln in seinen Werken gefunden haben: Aber der P. Martini zu Bologna, der ihn persönlich kannte, hat mir gesagt, daß er bisweilen seinen Schülern lehrte, wie sie durch Vernachläßigung der Regeln gefallen könnten.

Jomelli ist der 4te Evangelist der Musik. Er war der Gelehrteste unter den Tonkünstlern. Da er den Gesang der großen Oper erschöpft fand, so wandte sich sein erfinderischer Geist auf die Seite der Instrumente. Er legte seine größten Kunstwürkungen dem Orchester auf: Ein Kenner kann sich nicht genug an der bewunderswürdigen Mannichfaltigkeit ergötzen, mit welcher Jomelli den Hauptgedanken eines Stücks (il motivo) zu benutzen weiß. Er behandelt ihn wie einen Demant, deßen Schein durch die Facetten vervielfältigt wird: Denn er führt diesen Gedanken aus einem Ton in den andern, und wenn die Singstimme solchen verlassen muß, so läßt er ihn noch, bald von diesem, bald von jenem Instrumente wiederhohlen. Obgleich seine Harmonie äußerst verwickelt ist, so fehlt es ihr doch

eben so wenig an Deutlichkeit als an Richtigkeit: Allein seine Musik braucht aufmerksame Ohren; besonders aber ein vortrefliches Orchester: Beydes hatte er zu Stuttgardt, wo er am meisten glänzte, und beydes fehlte ihm zu Neapel, wo seine letzten Opern verunglückten; Die Größe des Theaters von San Carlo, das Getöse der unachtsamen Zuschauer, und die Nachläßigkeit des Orchesters machten es unmöglich, die kostbaren Zierathen seiner Musik wahrzunehmen.

Sacchini kann man den Capellmeister der Grazien nennen. Seine Musik ist lauter Anmuth, und seine Vollkommenheit allzu sanft, um gebieterisch zu gefallen. Man liebt ihn mehr als man ihn bewundert. In allen seinen Werken ist die Mühe durch den Fleiß verborgen, und die Kunst in eine leichte, angenehme Form gehüllt. Man muß ein guter Kenner seyn, um den Gang seiner Manier mit Einsicht zu schätzen, aber man braucht es nicht zu seyn, um die Würkung derselben zu empfinden. Seine Pathetische Musik ist sanft und rührend; nie strenge noch schreckbar: und sein komischer Styl ist lustig und sinnreich, ohne niedrig oder seltsam zu seyn. Ueberhaupt hat seine Manier einen edlen Halbcharakter, der mehr gefällig als prächtig, mehr empfindsam als erschütternd und mehr scherz- als poßenhaft ist. Er ist allezeit vernünftig, richtig und gemäßigt, und man mußte so viel wahre Mittel besitzen, als er, um

die

die kleinen Kunstgriffe der Contraste und Ueberraschungen, unbenutzt zu lassen. Vorzüglich aber thut er sich, durch die große Zierlichkeit seiner Instrumentalbegleitungen hervor und besonders wußte er die Flöte mit einer so süßen und schmeichelhaften Art zu setzen, daß ich wünschte, er hätte vor allem Schäferstücke bearbeitet: Er wäre der Theokrit der Musik worden.

Piccini ist unter den jezt lebenden Meistern der Reichste und Fruchtbarste in allen Gattungen von Musik. Er ist der Voltaire der Tonkunst. Seine Fertigkeit ist so groß, daß er die Partituren seiner Instrumente, ohne Clavier, wie einen Brief dictirt. Er ist gleich vortreflich im Ernsthaften wie im Komischen, und hat unzählig viel geschrieben. Sein Talent besteht in einem erstaunlichen Reichthum von musikalischen Gedanken, und sein Fehler — — bisweilen in einer nebelhaften Undeutlichkeit bey der Austheilung seiner Instrumente.

Gluk war mehr Philosoph als Künstler, und hatte mehr Wissenschaft als natürliche Gabe zur Musik. Er war der größte Harmonist seiner Zeit, und unterschied sich durch eine tief bedachte kritische Behandlung seiner Kunst und beständiges Streben nach Ausdruck. Er ist gepriesen von den Gelehrten, und bewundert von denen, welche die Worte dem Gesange vorziehen, aber er hat durch sein Beyspiel bewiesen, wie fruchtlos die

Bemühung ist, alles ausdrücken zu wollen, und wie sehr sie der Melodie schadet.

Sein Genie hat das Glück gehabt, ein Land anzutreffen, vor welches es gemacht war. In Frankreich fand Gluk ein Theater, eine Sprache und Zuhörer, die gerade auf seine Fähigkeiten und Denkungsart in der Musik paßten.

Ein fürtrefliches Orchester und angenehme Singstimmen, eine Sprache ohne Rythmus und Vocalen, ganz ungeschickt zur wälschen Modulation; Operngedichte, welche verlangten und verdienten, daß man ihrem Ausdrucke etwas aufopferte, enthusiastische Anbeter des Quinaults, und halbe Kenner, die stolz darauf waren, eine gelehrte Musik in Schutz zu nehmen, haben Gluk eingeladen, sich seinem ausschlüßlichen Talente zur Harmonie, und seiner natürlichen Vorliebe zur musikalischen Declamation ganz zu überlassen. Seine französischen Opern haben Recitative, deren Instrumentalbegleitung vortreflich ist, und sehr schöne Chöre, aber wenig Gesang: Die Hauptgedanken (Motiven) seiner Arien sind selten ausgeführt — abgebrochene Melodien werden dem Sinne der Worte geopfert, und nur der Hauptcharakter der herrschenden Leidenschaft wird meisterhaft verfolgt.

Gluks natürlicher Geschmack und eigene Grundsätze, in Verbindung mit der Sprache des Landes und ihren Meisterstücken, haben ihn bewo-

wogen, auf diese Art die wälsche Musik mit der französischen zu vermählen. Allein es war eine interessirte Heyrath, die er stiften mußte, um einem Volke, das an seinen alten Gewohnheiten hieng, zu gefallen: Sie war vernünftig, aber ein wenig frostig; besonders nach der Meynung der Liebhaber des Piccini, welcher sich doch öfters selbst unter das Joch einer solchen Verbindung beugen mußte, um französisch zu scheinen.

Paesiello war in seiner Jugend ein Schüler von Piccini, und gieng als Meister zu Jomelli in die Schule. Sein ausserordentliches Talent hat sich die Leichtigkeit des Ersten zugeeignet, und solche mit der Instrumentalwissenschaft des Leztern verbunden. Sein Hauptcharakter ist kraftvoller Ausdruck, und sein Geschmack liebt überraschende Neuheit.

In seinen komischen Opern übertrift er fast den Jomelli in Ansehung der Würkung des Orchesters: Er nimmt sich bisweilen etwas mehr Freyheit heraus als jener, aber er ist origineller, gedankenreicher, deutlicher in der Partitur und viel glücklicher in der Melodie. Er fängt gemeiniglich seine Gesänge mit dem Schreylaute der Natur an, und seine Uebergänge sind ganz meisterhaft: Wenn der Sinn der Worte sich jähling verändert, so unterbricht er mit einem mächtigen Bogenstriche des ganzen Orchesters die Harmonie durch eine Dissonanz: Er zerschneidet

wie Alexander den Gordischen Knoten und dieser gewaltsame Uebergang bereitet ihm einen neuen Sieg durch die glückliche Auflösung dieses unerwarteten Mislauts. Paesiello hat noch über Jomelli die zwey Vortheile, daß er auch von Ungelehrten verstanden wird, und daß seine Musik von mittelmäßigen Geigern kann ausgeführt werden, wenn sie nur taktfest sind.

Die Italiänische Opera Seria ist so einförmig und langweilig worden, daß sie wohl einige neue Erfindungen brauchte, um wieder emporgehoben zu werden. Oeftere, aber weniger lange von dem ganzen Orchester begleitete Recitative, Duetten zwischen einer Singstimme und einem Instrumente, viel Chöre und einige Finale sind zwar schon bekannte, aber nicht genug befolgte Mittel, den erschöpften Styl der ernsthaften Musik aufs neue zu beleben. Zu wünschen wäre es also, daß der erfinderische mächtige Geist des Paesiello, neue Ausgänge aus dem Umkreise der großen italiänischen Opera durchbrechen möchte. Er hat von dieser Möglichkeit einen Erweiß in der Oper von Pyrrhus gegeben, wo ein Marsch ankommender Griechen, sich mit der von selbigen ganz verschiednen Arie des Sängers durch Hülfe des Contrapunkts vereinigt, und eine solche erstaunliche Wirkung hervorbringt, daß man sie nicht hören kann, ohne für Vergnügen und Bewunderung zu schaudern.

II.

Ueber

die Baukunst.

Die schönste Säule, die ich kenne, steht frey auf dem großen Platz vor der Kirche von S. Maria Maggiore zu Rom. Diese Säule hat in ihren Verhältnißen nichts vorzügliches vor vielen anderen. — Sie hat sogar den Fehler unnütz zu seyn, und nichts zu unterstützen; Allein wenn ich sie mit andern Säulen vergleiche, die ihr vollkommen ähnlich sind, die ich aber in dem Innern eines Hauses, bisweilen in einem kleinen Speisesaale antreffe, so finde ich nichts so schön als jene einzelne Säule, und nichts so abscheulich plump, als die andern.

Aus dieser Vergleichung ziehe ich folgende Regel: Man könnte die Verhältniße obgedachter Säule als Muster aller derjenigen annehmen, die frey stehen: Solche aber, die nahe zusammen gestellt, an eine Wand gelehnt, oder gar in einen geschloßnen Raum eingesperrt sind, sollte man im Verhältniß ihres Mangels an Licht und freyer Luft verdünnen. In dem Innern

der

der Häuser wünschte ich, daß man sich mit Wandpfeilern begnügte; will man aber ja Säulen haben, so muß man von den Regeln abgehen und sie äusserst verjüngen. Man glaubt dem wahren antiquen Geschmacke zu folgen, wenn man überall Säulen hinmacht: Allein die Römer hatten gewiß keine in dem Innern ihrer Gemächer. Im Herkulan und zu Pompeja sieht man in keiner Kammerverzierung etwas, das an die Säulenordnungen erinnern könnte; man findet zwar daselbst einige Architecturgemählde mit Säulen: Allein leztere sind äusserst dünne und ganz in dem chinesischen Style. Ich denke, daß die Arkaden, Balustraden und Säulen fast eben so unschicklich sind zu Tapeten, als zu Spitzenmanschetten, auf welchen ich wirklich welche gesehen habe, zu der Zeit, wo man von dem architectonischen Geschmacke begeistert war.

Schon lange bewundert man in der Peters-Kirche, die, aus der genauen Uebereinstimmung aller Verhältniße entspringende Täuschung, durch welche die Engel, so den Taufstein halten, nicht größer als Kinder erscheinen, ob sie gleich kolossalisch sind. Man fühlt wirklich die Größe dieses ungeheuern Gebäudes nicht eher, als im Herausgehn, besonders, nachdem man einige Stunden darinnen zugebracht hat: Es kömmt einem vor, als ob die ganze Natur sich verkleinert

nert hätte; denn das durch unnatürlich große Verhältniße ausgedehnte Aug hat seinen gewöhnlichen Maaßstab verlohren, und nur, wenn man wieder draußen ist, bedenkt man erst, wie sehr man beym Eintritte über die Größe dieser Kirche hätte erstaunen sollen. Diese Bemerkung bringt eine andere hervor, die sehr richtig ist, nemlich: daß obgedachte so gerühmte Würkung des harmonischen Ebenmaaßes, vielleicht ein Fehler bey einem prächtigen Monumente seyn könnte. Ist es nicht beßer, daß ein öffentliches Gebäude groß, als daß es klein scheine? Man sollte doch einmal anfangen, einige Grundsätze in der Baukunst aufzusuchen, durch welche man optische Vergrößerung bewirken könnte.

Zu Toledo sieht man merkwürdige Ueberbleibsel eines alten von Carl dem 5ten angefangenen Pallastes, den man das Al-Cassar nennt. Seine Hauptansicht (Façade), die Raphael soll gezeichnet haben, ist ein großes Viereck, das mit nichts verziert ist, als mit zwey großen Säulen am Thor, einem Gesimse und Fensterstöcken. Vor dieser Façade habe ich mich obiger Bemerkungen über die allzu genauen Verhältniße der Peterskirche erinnert, und die Auflösung des Problems der scheinbaren Vergrößerung gefunden. Die Fensterzierrathen dieses Pallasts sind so leicht, so niedlich und so klein in Vergleichung mit dem ric-

riesenmäßigen Klumpen des einfachen Vierecks, daß man sich über dieses auffallende Mißverhältniß eben so sehr verwundert, als man über die majestätische Würkung, welche es dennoch hervorbringt, erstaunt. Wenn man aber die Ursache dieser Würkung untersucht, so findet man, daß zur Erkänntniß der Größe eines ausgedehnten Raums, ein Maaßstab nöthig sey, und daß je kleiner der Schuh ist, mit welchem man eine Fläche ausmißt, desto mehr selbige sich erweitere.

Wenn die Gothische Bauart nicht beym ersten Anblike, durch ihre häßlichen Figuren und kleinen garstigen Säulen, unser Auge so sehr beleidigte, so würden wir gewiß ihr leichtes und doch festes, ihr niedliches und dennoch erhabnes Ansehn, weit mehr bewundern, als wir es thun. Ihre piramidalischen Gewölber sind weniger künstlich, als die geründeten, folglich ist die Ueberzeugung von ihrer Festigkeit faßlicher; denn je platter ein Gewölbe ist, je mehr Mühe hat das Auge seine Haltbarkeit einzusehn. Die Gothische Baukunst erhöht ihre Gebäude vorzüglich vor der Römischen: Ihre langen spitzigen Thürme sind weit eleganter als die unsrigen mit runden Kuppeln und die senkrechte Linie, nach welcher sie ihre Werke erhoben hat, giebt eine viel wesentlichere Empfindung von Größe, als die waagrechte Linie thun kann, welche eigentlich nur die Weitläufigkeit aus-

ausdrückt. Ganz besonders aber zeichnet sich die Gothische Bauart durch die Kunst aus, von der ich geredet habe, die Gebäude größer scheinen zu machen, als sie sind: und dieses bewirkt sie durch den Kontrast ihrer kleinen, zarten und niedlichen Zierrathen, mit der Größe der Maße, welche sie ausschmücken.

Es wäre wohl der Mühe werth, den Ursprung dieser sonderbaren Bauart aufzusuchen, die Grundsätze zu erforschen, nach welchen sie erfunden worden, und zu entdecken, woher eine von allen andern so verschiedne Architektur gekommen ist, die, ohne die gewöhnlichen Stuffen der Vervollkommnung zu durchwandern, auf einmal, wie ein Komet erschienen, und nach drei Jahrhunderten wieder verschwunden ist, mit einer Verachtung beladen, die ich für unbillig halte, weil sie sich blos auf Machtsprüche einer Wißenschaft gründet, die nur auf konventioneller Ohnfehlbarkeit beruht: denn die mathematische Wahrheit der vier Säulenordnungen ist noch lange nicht erwiesen.

Noch ein Mittel, das edelste und sicherste von allen, den Eindruck von Größe bey dem Anblicke eines Gebäudes zu verstärken, ist folgende Hauptregel, welche man zu dem vornehmsten und wichtigsten Grundsatze in der Baulehre machen soll-

sollte: „Die senkrechten und waagerechten Linien „in einem Gebäude muß man so ununterbrochen „verfolgen, als es es nur möglich ist.“

Z. E. Je länger eine Säule seyn kann, je schöner ist sie. Zwey oder mehrere übereinander gesetzte Säulenordnungen, haben kein so edles Ansehn, als eine einzige, welche von unten bis oben hinauf geht. Was die waagerechte Linie anlangt, so wünschte ich, daß man alle Frisen, alle Gesimser und überhaupt alle Reihen von Verzierungen, die ein Gebäude durchschneiden, von einem Ende desselben bis zum andern, ohne Risaliten, ohne abgesetzte Flügel, folglich ohne Mittel- und Seiten-Gebäude, ohnunterbrochen fortführen könnte. Je weniger man ein Gebäude zerstückelt, je mehr man die Hauptlinien verlängert, je größer und schöner wird die Hauptform.

Die Wahrheit dieser Grundbemerkung habe ich mir wieder durch eine Vergleichung zweyer Gebäude bewiesen. Die Façade der Londner Börse besteht in einer einfachen Reihe von Dorischen Säulen. Ich kenne nichts schöneres in der antiquen und neuen Bauart, als dieses Gebäude von mittelmäßiger Größe. Welch ein Unterscheid, zwischen dem unbedachten Vergnügen,

so

so es mir machte und der mühseeligen Gerechtigkeit, die mir der gelehrte Baumeister der Paulus Kirche zu London abnöthigte, als ich in seiner kleinen Magdalenen Kirche alle die erzwungenen Künste beschauete, die er angewendet hat, um seine Horizontallinien in allen Ecken geflissentlich abzubrechen, um überall Risalite und Ecken zu bilden, und, um recht viel Mühe zu haben, seine Säulenordnung mit allen diesen Schwürigkeiten zu vereinigen, die er sich vermuthlich erschaffen hat, bloß des Vergnügens halber, sie zu überwinden!

Diese kleine, an künstlichen Verwicklungen so reiche Kirche hat auf mich gewürkt, wie einst ein Violinsolo auf d'Alembert, von dem er sagte: Es ist in der That so erstaunlich schwer, daß ich wünschte, es wäre unmöglich gewesen.

Die Einheit, dieser geheiligte Charakter des Erhabnen, ist das kräftigste Mittel, einen mächtigen Eindruck von Größe hervorzubringen. Die Kuppel der Peterskirche ist nicht größer als das Gewölbe des Pantheons. Allein wer das ehrfurchtsvolle Staunen empfunden hat, so man beym Hinabsteigen in daßelbe fühlt, und wer dieses Gefühl mit den großen Erwartungen verglichen

hat, die ihn beym Eintritte in die Peterskirche beschäftiget haben, der mag entscheiden, welcher Anblick von beyden, der größte sey? — Welcher ihn am meisten erschüttert habe?

Gewiß war es der Anblick des **Pantheons** und seiner einförmigen Einheit: denn er sah nichts als ein einziges großes Gewölbe, das prächtigste nach und unter dem Himmel!

III.

Bemerkungen

über

die Mahlerey.

Man behauptet, die Verklärung Christi von Raphael sey das vorzüglichste Meisterstück der Mahlerey. Dieses Gemählde hängt zu San Pietro Montorio in einer ziemlich dunkeln Kirche, wo man es nicht sehr gut sieht: allein im J. 1756, in welchem man solches herabgenommen hatte, um es in Musivarbeit zu kopiren, habe ich Gelegenheit gehabt, dieses Stück mit der größten Bequemlichkeit zu beobachten und ich denke, daß es zwar eines der schönsten Gemählde sey, aber nicht das vollkommenste.

Erstlich hat es den Fehler, eine doppelte Handlung darzustellen, es enthält zwei von einander geschiedene Scenen: eine oben auf dem Berge Tabor, und die andere unten, in welcher der Beseßne die Hauptperson ist.

Nichts ist schöner und bewundernswürdiger als die Figur des Heilandes. Nirgends findet man in ihr die Spur eines Ruhepunkts — — Kein schwellender Muskel stemmt sich an, kein erschlaffender zieht sich zurück. — Man sieht in

in ihr das Wunder eines Körpers, der würklich in der Luft schwebend erscheint. Aber Moses und Elias sind beide in einer Stellung, als ob sie auf die Nase fallen wollten, und bilden die zwei symmetrischen Linien eines Dachs. Die unten am Berge befindlichen Figuren der Magdalena und des Beseßenen sind in einem Style, der von den übrigen, welche sie umgeben, ganz verschieden ist: Die Figur des Beseßenen ist eine Nachahmung des Borghesischen Fechters und hat den steinernen Charakter einer Bildsäule behalten. Magdalena aber erhebt sich über die Apostel, unter denen sie stehet, durch eine idealische Schönheit, welche ihr das Ansehn einer Griechin giebt, die sich unter lauter Juden befindet. Dieses Gemählde scheint mir blos durch die Harmonie seines Kolorits alle andere zu übertreffen.

Die Vorzüge der alten Mahlereyen sind so zerstreut und von so vielerley Gattungen, daß es mir schwer seyn würde, ein Hauptgemählde in Oehl anzugeben, welches alle Vollkommenheiten vereinigte und als das erste gelten könnte. Ich würde den heiligen Petrus von Guido, bei Zampieri zu Bologna nennen, wenn dieses Bild aus mehreren Figuren zusammengesezt wäre.

Da aber die Erfindung und Anordnung einer großen Komposition die vornehmste Eigen-

schaft

schaft eines Meisterstücks der Mahlerey ist, so unterstehe ich mich, die Abnahme vom Kreutz, welche Rubens zu Antwerpen gemacht hat, als das vollkommenste Gemählde anzugeben, so mir bekannt ist, weil es die drei Hauptverdienste von Kolorit, Zeichnung und Komposition vereiniget, und ich mich lange bemüht habe, einen Fehler in demselben zu suchen, ohne einen finden zu können. Doch würde ich ihm den H. Hieronymus des Corregio zu Parma vorziehen, wenn die Figur des Heiligen weniger Gespensterhaft aussähe: denn ich kenne kein Gemählde, das so himmlische Schönheiten hat, wie dieses. Man sollte es den Engel des Corregio nennen, weil die Figur des Engels, der auf das Buch mit dem Finger deutet, würklich die vortreflichste ist.

Mengs, der ein so eifriger Liebhaber seiner Kunst war, hätte ihr wohl seine Kenntniße in der Farbenmischung und die Menge von Erfahrungen, so er darüber angestellt hat, in seinem Testamente vermachen sollen. Dieser theoretische Theil der Mahlerey beruht blos auf Erfindungen: man kann ihn andern mittheilen, die solchen noch mehr verbessern, und endlich zur Vollkommenheit bringen würden. Wenn Titian und die Niederländischen Koloristen, der Mahlerey die

Schätze ihrer mechanischen Farben-Wissenschaft hinterlassen hätten, so würden unsre Schüler da anfangen können, wo ihre Meister noch nicht hingekommen sind, und der Künstler würde nicht einen Theil seines kostbaren Lebens er der mühsamen Erfindung eines eignen Kolorits verschwenden müßen, zu welcher sein Talent öfters ganz ungeschickt ist.

Als Chemiker, Philosoph und als Teutscher besaß Mengs, die Gedult, die Gründlichkeit und die Kunst, alle Gattungen von Oehlen zu untersuchen und alle Erdfarben zu vergleichen, um die reinsten Mischungen derselben zu finden. Er hat sogar die Farbenkruste von einigen großen Koloristen chemisch zersetzt, um ihre Geheimniße zu ergründen, und dadurch unter andern entdeckt, daß der goldne Glanz welcher die Gemählde der Mazzuoli beleuchtet, eine Würkung des Bergöhls ist, deßen sie sich bedient haben.

Da ich mit dem Ritter Mengs vertraut gelebt, und viele Tage und Stunden bey ihm in seiner Werkstätte zugebracht habe, so will ich mich bemühen, einige Lehren dieses großen Künstlers in meinem Gedächtniße aufzusuchen und ihn selbst hier redend einführen:

Das Oehl ist der Mahlerey unentbehrlich und zugleich ihr größter Feind. Man kann es nicht

nicht sparsam genug brauchen: dabey gewinnt man auch noch den Vortheil, die Farbe dicker auftragen zu können, und die Zähigkeit derselben nöthiget zu einem desto kräftigern Pinselstriche.

Man thut wohl, sich des Bergöhls zu Schattenfarben, und flüchtiger Oehle zur ganz weißen Farbe zu bedienen, damit letztere nicht so bald gelb werde.

Die reinen und schneidenden Tinten geben die schönsten Schlagschatten.

Man darf die Farben nicht zu sehr brechen; eine allzugroße Vermischung derselben bringt eine graue oder schmutzige Wirkung hervor.

Die beste Grundirung ist die Weiße; sie giebt den Gemählden eine dauerhaftere Klarheit: anstatt die entschiedenen Hauptfarben mit Weiß zu vermischen, darf man sie nur auf obigen Grund sehr dünne auftragen, so werden sie heller, das Weiße scheint durch, und wird nicht so leicht schwarz.

Das größte Geheimniß der Harmonie im Kolorit, besteht darinnen, daß man die drei Hauptfarben in gleichen Theilen zu einem Gemählde verwende u. daß man genau berechne, wieviel von jeder in den verschiednen Mischungen enthal-

halten sey, damit man eben so viel rothe als blau und gelbe Farbe verbrauche.

Nie wird man eine vollkommene Figur herausbringen, wenn man aus dem Vorurtheile, die Mediceische Venus dadurch nachzuahmen, aus verschiedenen Modellen die schönsten Theile eines jeden, einzeln kopirt: die natürliche Ansetzung dieser verschiedenen Gliedmaßen ist unmöglich zu treffen. Um eine solche Figur zu vereinigen, muß man im Stande seyn, sie in der Vorstellung aufzurichten. Man muß sich die Bilder aller ihrer zerstreuten Schönheiten wohl eingeprägt haben, u. dann ein Ganzes durch eine lebhafte Umfaßung aller dieser Formen, erschaffen.

Die Erfahrung zeigt, daß es möglich sey, bey einer Figur von wenig Zollen, dem Auge fühlbar zu machen, daß sie eine Person von großer Statur vorstellen solle. Was giebt es aber für eine Regel, die Größe auszudrücken, ohne eine beygesetzte Nebensache, die zum Maaßstab dienen könne?

Man muß in jedem Hauptheile des Körpers einen kleinern Theil wählen und solchen im Verhältniße, mit den andern, die ihn umgeben, etwas verkleinern. Diese Unrichtigkeit, welche aber so gemäßigt seyn muß, daß sie mehr fühlbar als sichtbar sey, beleidigt die richtige Empfin-

pfindung von dem Ebenmaase unsers Körpers, die uns von Natur eingeprägt ist; dieses Gefühl, arbeitet an der Berichtigung einer solchen Figur, unsere Vorstellung bemüht sich diese verkleinerten Theile auszudehnen, und dieß Bestreben nach Vergrößerung bewirkt den wunderbaren Ausdruck einer unsichtbaren Größe, welchen sich der Künstler vorgesetzt hatte.

Wenn es mir erlaubt seyn möchte, nach einem so großen Meister wie Mengs war, in der Mahlerey zu reden, so wage ich es, noch einige meiner Bemerkungen über diese Kunst den seinigen beyzusetzen:

Wäre ich ein Portraitmahler so würde ich vor allem die ausgezeichnetsten, auffallendensten Züge in einer Gesichtsbildung aufsuchen und solche in meiner ersten Skizze noch mehr verstärken. Denn wenn der Mahler diese Hauptzüge der Aehnlichkeit genau anlegt, wie sie sind, so kann er nichts mehr davon wegnehmen, ohne die Gleichheit zu vermindern. Nun trachten aber alle Portraitmahler nach der Verschönerung, und dadurch verwischen sie gemeiniglich bey dem Ausmahlen einen guten Theil der Aehnlichkeit, welche in dem Entwurfe lag, weil dieselbe nichts zu verliehren hatte, denn, um sie zu erhalten, hätte man sie nicht berühren dürfen. Nur dasjenige, was zu rauh ist, kann man abglätten und nur das verschö-

schönern, was noch etwas häßliches an sich hat. Man darf also nicht vor dem ersten Entwurfe erschrecken, wenn er einem Fratzengesichte gleich sieht: Karikatur ist die Seele eines Porträts, nur muß man solche nachher mit einem schönen Körper zu bedecken wissen. Das, was man Aehnlichkeit zur Sprechen nennt, kann blos durch ein wenig hervorstechende Karikatur bewürkt werden.

Ich glaube, daß man in allen Künsten suchen soll, deutlich zu seyn und mit leichten Mitteln zu gefallen. Aus dieser Ursache wünschte ich, daß man in der Mahlerey alle zweifelhaften Verhältniße vermiede, deren Richtigkeit man erst mit dem Cirkel ausmeßen muß. Da die Mahlerey ganz auf Täuschung beruht, so denke ich, daß es ihr erlaubt sey, das würkliche Ebenmaaß dem scheinbaren aufzuopfern. Falsche Verhältniße, die man nicht fühlt, sind beßer, als solche richtige, die das Auge beleidigen.

In der Mahlerey liegt eine sonderbare optische Würkung, deren Betrug schwer zu erklären, aber wohl zu bemerken ist: Sie verkürzt die senkrechten Linien der Natur und erweitert die waagerechten. Ein Mensch, der würklich so viele Gesichtslängen in seiner Höhe enthielt, als man einer idealgriechischen Figur giebt, würde ungeheuer groß und dünne seyn, und wenn ein Portraitmahler nicht die Durchmeßer seiner Köpfe enger hält, als sie in der Natur sind, so werden

alle

alle seine Gesichter zu breit ausfallen. Man sollte daher allezeit die Figur der Person, so man mahlt, verdünnen und verlängern; wenn aber die Stellung derselben durch eine Verkürzung gedruckt ist, so glaube ich, daß man der gewöhnlichen Verlängerung noch etwas beysetzen kann, ohne zu fürchten, daß diese Figur deswegen größer scheinen werde, als sie in der Natur ist. Ich kenne verkürzt sitzende Figuren, von großen Meistern gemahlt, die aussehen wie niedergehauchte Zwerge — sie scheinen ein drittel kleiner und dicker, als sie es sind, wenn man sie ausmißt.

Ein paar schlechte Figuren, die in der Gruppe des Farnesischen Ochsens stehen, haben zu dem Lehrsatze, daß man alle Nebenfiguren der Hauptfigur aufopfern müße, vieles beygetragen. Für die Bildhauerkunst, welche in ihren Mitteln eingeschränkt ist, lasse ich ihn noch gelten, allein ich bin nicht der Meynung, daß die Mahlerey, welche so vielerley Arten hat, sich dem Auge verständlich zu machen, nöthig habe, sich einer augenscheinlichen Unvollkommenheit zu bedienen, um die Hauptfigur anzudeuten.

Der Mahler kann diesen Zweck durch mancherlei Mittel erreichen: Er kann seine Hauptfigur durch eine mehr idealisirte Schönheit erheben: — Sie stärker als alle andere erleuchten, oder das Licht durch eine Spirallinie auf selbige

lei-

Staatl. Bibliothek Regensburg

leiten: Er kann auch, wenn sie auf dem Vordergrunde allein stehet, solche dadurch etwas vergrößert, hervortreten lassen: Endlich kann er sie zum Mittelpunkte der Handlung machen, indem er die Augen und Gebehrden der Zuschauer auf sie, als auf den vorzüglichsten Gegenstand, richtet. Sind dieß nicht Mittel genug, die Hauptfigur von den übrigen zu unterscheiden, ohne leztere zu verunstalten?

Ich habe mich öfters gefragt, warum die Aussichten von Neapel mir schöner vorgekommen sind, als andere, und ich habe bemerkt, daß der Vesuv sich fast überall in selbigen hervorthut. Hieraus schließe ich, daß ein Landschaftsmahler, vielleicht beßer thue, wenn er eine große Masse aus der Gegend, die er mahlt, als eine menschliche Figur zum Hauptgegenstande seines Gemähldes erwählet.

Obgleich die Mahlerey nur den Zeitpunkt eines Augenblicks darzustellen vermag, so dürffte doch bisweilen ein Mahler sich bey Ausführung eines weitläufigen Gemähldes, die Möglichkeit wünschen, das Vorhergangne ausdrücken, und das Auge des Zuschauers in einer chronologischen Ordnung biß zum Ende der Begebenheit leiten zu können. Das einzige Mittel, das er anwenden kann, einen so großen und schweren Entzweck zu erreichen, ist meines Erachtens, die Beleuchtung. Er

muß

muß den hellsten Lichtpunkt auf denjenigen Gegenstand setzen, mit welchem die Anschauung anfangen soll und durch die allmählige Minderung des Lichts das Auge von einer Masse zur andern, gleichsam wie bey einer Erzählung, bis zur Entwicklung führen. Aber er thut wohl, mit dieser Abnahme unendlich sparsam zu verfahren, damit ihm hinlängliches Licht zur Beleuchtung des letzten und vornehmsten Auftritts übrig bleibe.

Auf diese Art kann ein Mahler auf einen Blick mehr ausdrücken, als ein Redner in einer Stunde zu erzählen, im Stande ist.

Man pflegt jedes Gemählde in eine Rahm ein zu schließen, um solches durch ihre schräge Vertiefung einigermassen zu entfernen und es von allem, was neben ihm steht, desto bestimmter abzusondern. Würden diese beiden Zwecke nicht noch beßer erreicht werden, wenn die Einfaßung selbst einen Theil des Gemähldes ausmachte? Man wünscht Gränzen für eine unbestimmte Aussicht und die Ursache zu sehen, warum man weder rechts noch links weiter sehen kann. Eine schöne Architektur, welche eine historische Handlung einschließt, und die Durchsicht zwischen Felsen, Ruinen oder Bäumen in einer Landschaft, befriedigen also das Auge weit mehr, als die unnatürlichen Gränzen einer Rahm, sie mag noch so schön seyn.

Ueberdies dienen diese im Vordergrunde befindliche Gegenstände durch ihre dunkle Haltung den perspectivischen Zauber der Entfernung zu vermehren. Der sinnreiche Unterberger zu Wien hat diesen Kunstgrif sogar auf Portraite angewendet, indem er seine Figuren, bald im Grund eines gewölbten Schwibbogens, bald hinter einem Fenster hervorschauend, öfters mit einer auf die Brustwehre gelegten Hand vorgestellet hat. Die Wirkung davon war ganz wunderbar und durch diese zur Mode gewordene Formel hat er sich viel verdient.

Der Kolorit läßt sich einigermaßen mit dem rednerischen Stile vergleichen. Wie dieser soll er klar, harmonisch und auf seinen Gegenstand paßend seyn. In Ansehung der lezteren Eigenschaften thue ich den Vorschlag, daß man ein Gemählde heftiger Leidenschaft mit rothen Tinten, eine prachtvolle Handlung mit goldgelben und eine ruhige mit grünen und blauen vorzüglich ausmahlen möge — daß ein fröhliches Gemählde sehr helle, ein trauriges hingegen mit vielen Schatten behandelt werde.

Die eigene Manier eines Mahlers, wodurch er kenntlich ist und sich von andern Meistern unterscheidet, läßt sich einigermaßen mit dem Provinzialaccente vergleichen. Beide verstärken den Ausdruck und gefallen, wenn sie etwas gutes

oder

oder bedeutendes bekleiden *). Beide sind Eigenheiten und leihen ihrem Stoff den Zauber ihrer Originalität. Die vorhergesehene und erwartete Wiederkehr eines mit einer angenehmen Empfindung verknüpften Gefühls vergnügt den Verstand und reizt jeden unserer Sinne. Eine solche Wiederkehr findet nun auch in der Mahlerey statt und macht dasjenige aus, was man die Manier eines Meisters nennt. Je größer der Mahler ist, desto mehr gefällt sie. Man sucht und findet sie überall in seinen Werken mit erneuertem Vergnügen; sie ist die Handschrift eines großen Mannes; und besteht in einer hartnäckigen Gewohnheit, immer das nämliche Mittel anzuwenden, um Mannigfaltigkeiten hervorzubringen. So wirkt der Schöpfer und die Natur und die geringste Aehnlichkeit mit den Wirkungen

*) Obgleich der Volksaccent oft komisch lautet, so erhebt er doch bisweilen die Annehmlichkeit, die Hoheit und besonders die Kraft der Rede. Er ist für sie, was Rythmus und Takt für die Musik sind, denn in dem Provinzialaccente herrscht ein prosodischer Tact, den jeder Buchstabe anschlägt, welchen diese besondere Mundart stärker ausspricht, und diesem schreibe ich die kraftvolle, launige und auffallende Wirkung zu, welche der Volkssprache eigen ist, wenn sie etwas gutes zu sagen hat.

der Einheit hat ein geheimes Recht, uns ohne weitere Ursache unwiderstehlich zu gefallen.

Die Manier eines Mahlers ist sehr oft eine Karikatur, aber die idealisirte Manier eines grossen Mahlers ist eine Karikatur der Schönheit.

Correggio ist unter allen derjenige, deßen idealische Zeichnung durch ihre Sonderbarkeiten am auffallendsten ist und am nächsten an Karikatur gränzt. Die Knöchel seiner Hände und Füsse sind stärker, seine Nasen breiter und sein Mäuler viel weiter, als sie in der schönen Natur zu seyn pflegen. Diese scheinbaren Mißgestalten wiederholt er beständig; aber man erblickt sie immer mit neuem Vergnügen. Sie sind nur gleichsam Ruheplätze der Bewunderung und haben einen vernünftigen Grund in seinem Bestreben nach Schönheit: denn ich glaube, beweisen zu können, daß er sie mit vieler Bedachtsamkeit so geformt hat:

Da grosse Augen und ein kleiner Kopf Schönheiten sind, so hatte es sich Corregio vorgesezt, beide in ihrem äusserstem Kontraste zu vereinigen und hieraus entstand die besondere herzförmige Gestalt seiner Gesichter. Das Problem, so er sich zur Auflösung gegeben hatte, war: die größten Augen in den kleinsten Kopf zu setzen. Er fieng vermuthlich mit den Augen, als dem Hauptgegenstande, an und vergrösserte sie übernatürlich, denn idealisirte Natur ist nichts

anderes als eine Karikatur der Schönheit. Um aber diese grossen Augen gehörig einzusetzen, brauchte er eine breite Augenlinie, und dieß stritt mit seinem Vorsatze, einen kleinen Kopf zu machen. Er mußte also, um, dieser nothwendigen Augenweite unbeschadet, den Kopf zu verkleinern, von den beiden äussern Seiten desselben das Unmögliche abschneiden. Hieraus entstand nun eine Figur, die nicht mehr oval ist, sondern einem Herz gleich sieht. Diese Form gab dem Kinn eine zugespitzte dreieckigte Gestalt und nach dieser mußten sich die, in stumpfe Winkel gebrochene Linien des Munds und der Nase richten. Beide sind sehr breit, um den Zwischenraum der weit auseinander stehenden Augen auszufüllen und dieser ist um deshalb so groß, damit die Breite des Angesichts, das Mißverhältniß der allzugrossen Gesichtszüge mit dem kleinen Kopf, bedecken möge. Man muß gestehen, daß das Ganze mehr einem Engel als einem Menschen gleichsieht, aber deßwegen sind auch die Werke des Corregio die höchsten Muster einer idealirsirten Natur.

Die Ansetzungen der Knöchel an Händen und Füssen sind um deswillen in den Figuren des Corregio sehr breit, weil er seinem Style getreu bleiben wollte, welcher darinnen bestund: die krummen Linien seiner Umrisse soviel möglich zn mildern, und sie durch Annäherung an die gerade Linie zu verschönern. Um aber die nervigte Dünnheit obiger Gliedmaßen anzudeu-

ten, verminderte er sie nicht in der Breite des Kontours, sondern in dem scheinbaren Durchmesser ihrer Dicke und diese Täuschung bewirkte er durch die Abnahme des Tons der Farbe, welche man Degradation nennt und die er zuerst vollkommen verstanden hat. Er that gerade das Gegentheil von dem, was Annibal Carraccio machte, dessen krumme Linien gemeiniglich zu rund sind und dessen Verbindungen der Hände und Füsse mit den Knöcheln fast cirkelförmig erscheinen; denn Annibal Carracio folgte den Umrissen der Natur gar zu getreu, Correggio hingegen verschönerte sie durch den Reitz der Wellenlinien.

Obgeich alle Linien in der Natur rund sind, so treibt uns doch ein inners Gefühl der genauesten (Regularité) Richtigkeit an, die gerade Linie vorzüglich zu suchen und zu verehren. Aus der Mischung von beiden entsteht die Hogarthische schlangenförmige Schönheitslinie. Jemehr sie sich in den geründeten Formen der Natur der geraden Linie nähert, je idealischer wird ihre Schönheit. Die Griechen haben sie mit der vollkommensten Feinheit verstanden, die Etrurier und Egyptier hatten sie zu sehr übertrieben, die Römer hingegen haben sie der Natur zu viel genähert.

Diese erhabene, so schwer zu erreichende Schönheitslinie herrscht nun durchgängig in allen Gemälden des Corregio. — Sie ist die Seele

sei-

seiner Manier — gleichsam sein Accent und macht seine Werke, zu den schönsten aller Karikaturen.

Diese Linie beschreibt aber nicht nur alle seine Kontours, sondern man entdeckt sie auch auf den Oberflächen seiner Figuren, auf denen sie sich wellenförmig durch den Zauber der Degradation herabwindet. Sie steckt sogar in den Skeleten seiner Figuren, schlängelt sich gelinde vom Kopf bis zu den Füssen mit einer unnachahmbaren Biegsamkeit und bildet lauter stumpfe Winkel in den Gelenkern. Dieß sind die Hauptzüge der Signatur dieses mit den Grazien so vertrauten Künstlers, an welchen man ihn erkennt und die in seinen Werken am häufigsten vorkommen.

Diesen meinen Gedanken über die Mahlerey, will ich noch ein Projekt beyfügen, das, wenn es mit Vorsicht und dem gehörigen Aufwand ausgeführt würde, eben so viel Nutzen als Vergnügen schaffen könnte.

Es besteht in der Errichtung eines Schauspiels der Mahlerey, welches gewiß lehrreicher für die Künstler und reitzender für die Liebhaber seyn würde, als die kostbarste Sammlung von Gemähl den und Bildsäulen.

Ich denke mir die Einrichtung desselben auf folgende Art: die Gesellschaft der Schauspieler müßte in einer Auswahl der schönsten Modelle

von jedem Alter beyderley Geschlechts bestehen und die Garderobe eine vollständige Sammlung aller Arten von Gewändern und Trachten darbieten. Dann brauchte man einen in der Kunst der optischen Modellirung erfahrnen Verzierer der Schaubühne, um solche unter der Anführung von Architektur- und Landschaftsmahlern plastisch zu bilden.

In diesen modellirten Grund würden nun die Geschichtsmahler ihre lebendigen Musterfiguren hineinstellen, selbige gruppiren, erleuchten, und aus ihnen bald dieses, bald jenes Gemählde zusammensetzen.

Nachdem eine der Sache angemeßne Symphonie die Zuschauer zur Empfindung der Scene, so ihnen gezeigt werden soll, gestimmt hätte, so würde der Vorhang aufgezogen und man sähe das vollkommne Original einer abzuschildernden Handlung, eine äußerst natürliche, aus lauter gerün- deten Gegenständen bestehende Vorstellung, in welcher alle Haupt- und Schlagschatten, eben so wirklich als in der Natur selbst erscheinen würden.

Im Parterre säßen die Künstler und Schüler, um diese wahren Originalien zu kopiren, die Logen aber wären für die bezahlenden Zuschauer.

Da man nothwendig öfters den Vorhang herablaßen müßte, damit die Modelle ausruhen könnten, so würden diese Zwischenräume durch das Orchester ausgefüllt. Dieses sollte nun frey-

lich

lich vortreflich seyn, um während der Vorstellung eines jeden Gemähldes den Zauber der Tonkunst mit der Beredsamkeit der Mahlerey zu verbinden und das Bedürfniß einer Musik, die im Stande wäre, die Stimmung desjenigen Gefühls zu geben und zu unterhalten, die jedes Gemählde besonders ausdrückt, könnte vielleicht die Tonkunst mit bestimmten conventionellen Bedeutungen bereichern und eine musikalische Sprache bilden, welche verständlicher wäre, als die unsrige.

Derjenige Theil eines solchen Schauspiels, welchen ich für den schwersten halte, wäre die Nachahmung der Luftperspectiv und die verjüngte Abnahme der entfernten Figuren. Letztere könnten wohl noch auf dem mittlern Grund, durch kleinere Personen vorgestellt werden; allein in der größten Weite des Hintergrunds, müßte man sich nothwendig geschnitzter Figuren bedienen, wie man sie in Italien, zu den modellirten Krippen, die man Presepi heißt, zu gebrauchen pflegt.

Die Künstler, so diese besondere Gattung von Schauspielen verfertigen, wären unstreitig die geschicktesten Dekorateurs, welche ich mir zu meiner mahlerischen Schaubühne wünschen würde, denn die optische Täuschung, so sie hervor zu bringen wißen, ist über alles, was man sich vorstellen kann. Ich habe dergleichen Krippen zu Neapel gesehen, welchen das Meer und die Küste von Salerno zum Hintergrund dienten, obgleich

die Figuren kaum fünf Zoll hoch waren und das Auge war bei hellem lichten Tag dermaßen getäuscht, daß es den Abstand dieser Zwerge gegen das Koloßalische der Natur gar nicht fühlte. Freylich würden vollkommne Dekorationen, in dem Geschmacke der Presepi, kostbar seyn: man brauchte große modellirte Bäume, Tempel, Palläste und Ruinen; allein sie scheinen mir zur Uebereinstimmung mit den lebenden Figuren unentbehrlich und, ihrer der Natur gleichkommenden Würkung halber, unschätzbar. Denn ich bin überzeugt, daß durch die Vereinigung aller dieser Mittel durch die Verbindung des Lebens mit erhabnen — nach der Natur gefärbten Formen und durch die Einführung eines wahren Lichts und würklichen Schattens, das natürliche Original einer Handlung könnte erschaffen oder wiedergebohren werden und das Ganze einer solchen Mahlerschule, würde die gewöhnlichen Zeichnungsakademien eben so sehr übertreffen, als ein Gemählde einen Riß übertrifft.

Die sogenannten Lampes d'Argent könnten zur Erleuchtung meines Theaters besonders nüzlich seyn: denn das weiße Licht, so sie verbreiten, ist ganz der Helle des Tags ähnlich und wenn man sie mit einem Flohr oder farbigen Gläsern überdeckt, so kann man dadurch den Mondschein, den Untergang der Sonne, eine Feuersbrunst oder die Dämmerung eines Gewitters vollkommen nachahmen. Ferner, wenn man viele der-

selben

selben vermöge eines Hohlspiegels in einen Punkt vereinigt, so scheint mir dieß das beste Mittel, die Scene durch ein einziges Licht hinlänglich zu erleuchten.

Bey Nachtstücken könnte man vielleicht im Großen die Erfindung, der aus verschiedenen Lagen zusammengesetzten durchsichtigen Gemählden anwenden, welche man in Italien als Thürstücke in dunklen Gemächern oder als Nachtlampen aufstellt, und welche gemeiniglich einen Mondschein vorstellen.

Wollte man dieses mein mahlerisches Schauspiel für die Zuschauer noch anziehender machen, so könnte man es auch mit einer dramatisirten Pantomime bereichern, und dann müßte man bey denjenigen Zeitpunkten inne halten, deren Anblick sich am besten zu einem Gemählde schicken. Diese verweilten Lagen der Stellungen würden sich zu den Scenen, in welche sie verwebt sind, eben so verhalten, wie Arien in einer Oper zu den Recitativen.

Schon höre ich fromme Matronen und strenge Führer der Jugend klagen, und ausrufen: daß ein Schauspiel von der Art, wie ich es vorschlage, die Sitten zu Grund richten würde! Allein zu Sparta, wo die Sitten gewiß beßer gewesen sind als zu London oder zu Paris, waren die Jünglinge und Mädchen ganz entkleidet, wenn sie sich zusammen im Ringen übten. Vielleicht wäre es

gut, den Stachel der Neugierde früh abzustumpfen und die Augen der Jugend, an die ersten Entdekungen der Liebe, vor dem Erwachen heftiger Begierde, zu gewöhnen.

Die Unschuld wird ja immer ganz nackend gemahlt, da man hingegen der Wollust ein leichtes Gewand umzuwerfen pflegt, weil sie verlangt, entblößt zu werden.

Wie groß ist nicht die Anzahl der Mädchen und Jünglinge bey der Oper zu Paris, welche der Verführung dienen, im Vergleich der wenigen jungen Modelle meiner Truppe, im Fall sie sich nicht beßer aufführten. Endlich wenn man die Vorstellung schlüpfriger Bilder besorgt, so sehe ich nicht ein, warum ein Schauspiel der Mahlerey, durch eine gute Auswahl seiner Gegenstände, nicht eben so moralisch seyn könnte, als jedes andere es seyn sollte. Allein wenn es auch nicht allezeit wäre, so antworte ich: daß mein Schauspiel nicht für den Unterricht junger Mädchen bestimmt ist, denen man ohnehin auch nicht erlaubt, in alle Komödien zu gehen, noch die verschleyerten Gemählde in einer Gallerie aufzudecken.

Der Hauptzweck meines Instituts ist der große Nutzen, den die Künstler daraus schöpfen könnten und es wäre ungerecht, einen so reellen Vortheil der übertriebnen Furcht, eines zwar möglichen aber leicht abzuwendenden Mißbrauchs aufzuopfern.

IV.

IV.

Antropologische Diatribe.

— il me ſemble que nous ne pouvons jamais être aſſés mespriſés ſelon notre merite.

Eſſays de Montagne Liv. I. Chap. 50.

Der beste Mensch, ist derjenige, den man noch nicht kennt. Wir haben alle einen Meßias, den wir erwarten; jeder einen andern, so, wie er ihn wünscht oder braucht, und nur ein Ungekannter kann der idealische Gegenstand unsrer schwärmerischen Hofnungen werden.

Der Wollüstige glaubt in ihm einen angenehmen Gehülfen seiner Leidenschaften zu finden, ohne zu bedenken, daß er ihm bald lästig oder gefährlich werden kann: der Geizige hoft durch ihn große Vortheile zu erlangen und wird vielleicht von demselben am meisten betrogen. Der Herrschsüchtige sucht in ihm einen biegsamen Sklaven, der Hoffärtige einen schmeichlerischen Bewunderer, der Faule einen fleißigen Arbeiter, und oft hat der Unerkannte gerade die nemlichen Absichten auf sie. Der Schwache sieht in ihm seinen Beschützer, der Starke einen würdigen Gegenstand seines Schutzes, und vielleicht wird Lezterer sich mit ihm rauffen, und Ersterer mit ihm davon laufen müßen. Endlich für den Tu-

gend-

gendhaften, ist er der Mensch, den Diogenes suchte; der aufklärende Wohlthäter, der alles verbeßernde Gesezgeber, den die Menschheit so nöthig hat: er läuft ihm nach, als seinem Ideale aller Vollkommenheiten und findet oft in ihm das Ideal solcher Laster, von denen er noch keinen Begrif hatte.

Das Idealische ist freylich etwas sehr schönes — aber nur in den freyen Künsten; denn in der Moral ist es wohl der lügenhafteste Traum, der sich in unserm Weltnarrenhaus gebildet hat: es ist ein Gedicht unsers Gewißens, so da mahlt, was wir seyn möchten; es sieht aber niemand ähnlich, und hindert oft, dasjenige zu werden, was wir seyn könnten.

Laßt uns den Menschen abmahlen, so wie er ist! Als Kind ist er habsüchtig, noch ehe er sich vom Eigenthume einen Begriff machen kann; er ist grausam gegen alles, was schwach ist und herrschsüchtig in seiner elendesten Abhängigkeit. Als Jüngling bedeckt in ihm die noch unentweihte Hand der Liebe, mit ihrem menschenfreundlichen Schleyer, spätere Laster, die sein männliches Alter entblößt und im Greise arten die Mißethaten des leidenschaftlichen Mannes, in meuchelmörderische oder eckelhafte Schandthaten der Schwäche aus.

Allein der wahre Spiegel, in welchem man den Menschen vom Kopf bis auf die Füße beschauen kann, ist die menschliche Gesellschaft.

Der Krieg des Einsiedlers mit seinem Nachbar, hat dieses Band zu weben angefangen, und die chymärische Hofnung, Menschen zu finden, wie es keine giebt, hat es der gewaltigen Hand der Beherrschung übergeben. Die Menschen machten sich ein Ideal von einem Gott auf Erden. Sie hofften und glaubten, einen solchen Beherrscher anzutreffen, weil sie es wünschten und brauchten. Allein unter der schönen Larve dieses vortreflichen Luftbildes hat die Heucheley diese armen Betrognen in einigen Ländern dahingebracht, daß sie ihre eignen Feßeln schmieden, für andere ärndten, und in ihren eignen Eingeweyden wüten müßen, um das Glück des allgemeinen Beßten zu befördern, welches man ihnen immer weiset, und niemals giebt: Man plündert, mordet und hungert aus, im Namen dieses gemeinen Beßten, so wie die Juden im alten und die Spanier im neuem Testamente, im Namen Gottes, die Menschen verbrannten und in Stücken zerschnitten.

Man nehme aber auch den besten König, und die rechtschaffenste Regierung: So wird man finden, daß die Vergrößerungssucht ihrer Nachbarn,

barn, die Kriege, in die sie verwickelt werden, die Schulden, so sie drücken, die unbilligen Rechte, so sie beschützen und die oft sehr billigen Klagen so sie unterdrücken müßen — daß ihre Geistlichkeit ihr Adel, und der unter sich streitende Eigennutz der verschiednen Stände, für welche sie sich in Acht zu nehmen haben, es ihnen unmöglich macht, so gut und gerecht zu handeln, als sie es wünschten.

Endlich denke man sich sogar ein ganz neues Volk, dem ein platonischer Gesetzgeber alles vorschreiben kann, was er nur will. Würde er im Stande seyn, eine Constitution zu ersinnen, die nicht bald durch die Arglist und Dummheit der Menschen könnte verdorben werden?

Man mag also dieses, von Menschen ausgebildete, und so oft umgeschaffene Ganze, das man die menschliche Gesellschaft nennt, von welcher Seite betrachten, als man will, so sieht man, daß es ein elendes oder ein abscheuliches Ding ist, eine gährende Zusammensetzung von Thorheiten und Widersprüchen, die alles, was rein und vollkommen ist, von sich stößt.

Wenn ich die Eigensucht der Menschen bedenke, so wundre ich mich, daß sie nicht abgesonderter leben, als Tyger und Wölffe: Diese ha-

haben doch wenigstens den guten natürlichen Trieb, sich von einander zu entfernen: Allein die Menschen, blutdürstiger als Wölffe und Tyger, wollen beisammen seyn, um einander gesellschaftlich zu zerreissen.

Was sind wir denn für eine widersinnige Gattung von Thieren, die weder einzeln, noch heerdenweise glücklich leben können? Antwort: Wir sind wüthige Schaafe, äusserst gutmüthig, oder entsetzlich grimmig.

Unsre Volksaufklärer können nicht begreiffen, wie so viele tausend Menschen sich für einen schlechten Taglohn auf die Schlachtbank führen laßen; Ich aber bin überzeugt, daß, wenn kein Krieg wäre, sie, die Erlaubniß sich herumschlagen zu dürffen, bezahlen würden.

Man bewundert an dem menschlichen Geschlechte besonders seine Perspectibilität. Ja wohl ist sie bewundernswerth! denn sie gehet ins Unendliche — aber nur im Bösen.

Die Herzhaftigkeit der Schande, der Heldenmuth des Lasters und die Erfindungskraft der Grausamkeit haben sich unter Robespierre gränzenlos gezeigt: Aber nichts erscheint in unsern

sern Tagen unerschöpflicher als die Kunst im Betrügen.

Die unermüdete Arglist gräbt ein Labyrinth ohne Gränzen in den Abgründen der Falschheit, die polititische Heucheley, diese Königin unsers Jahrzehndes, zieht täglich neuerfundne Giftarten selbst aus der Moral, indem sie verschiedne Tugenden mit Leidenschaften zu vermischen und in eine künstliche Gährung zu bringen weiß, und die verarmte Verschwendung verbindet sich mit dem unersättlichen Geize ihrer eignen Diebe, um Europa in ein Bergwerk von Schulden zu verwandeln.

Selbst die Hofnung, dieses einzige Gut der Unglücklichen, ist das kräftigste Mittel, deßen sich der höllische Erfindungsgeist der Menschen bedient, um ihr Elend zu vervielfältigen. Sie ist eine magische Schnur, welche dieser verführerische Geist der menschlichen Thorheit durch das Maul zieht: Aber bald verwandelt sich dieser gelinde Leitfaden in ein scharfes Gebiß, das Ungeheuer steigt auf sein gezäumtes Thier und stürzt es mit sich in den Abgrund.

Allein die Menschen verdienen nichts beßeres. Sie vergöttern einen Alexander, sie rühmen einen Kolbert und seine Nachfolger und bewundern alles

alles, was ihnen auf eine meisterhafte Art zu schaden weiß. Aber in Ermanglung solcher grossen Talente, ergözt man sich auch an den kleinern Unternehmungen des Verstandes. Alle geschickte Mißethaten der Falschheit und Treulosigkeit, alle gesellschaftliche Meuchelmorde und Vergiftungen werden in der menschlichen Gesellschaft, die sie verwirren und zerstöhren, durch Beyfall belohnt: denn die gute und die schlechte Justiz bestrafen nur die Gewalthätigkeiten, als Eingriffe in die Rechte der leztern. Die Tugend wird zwar gelehrt, gepredigt und anbefohlen, aber zum öftern verlacht, verfolgt und wohl gar bestraft.

Wie viele grausame Gesetze und schlimme Regierungen setzen nicht die Menschen zwischen den Hammer und den Amboß, indem sie diese Unglücklichen nöthigen, zwischen Galgen oder Hunger, zwischen dem Schwerdt und der Entehrung, zwischen Verlust ihres Glücks oder Gewißensbißen zu wählen?

Wer strenge Tugenden ausüben will, der muß ein Einsiedler oder ein Märtyrer werden. Auch blühen diese Gewächse bey uns nur einzeln und in abgelegnen Orten, wie die seltnen ausländischen Pflanzen, welche bisweilen, aber nur in unsern Treibhütten, einigermaßen fortkommen.

Der wahrhaft tugendhafte Mann ist mit einer Nachteule zu vergleichen. Er sucht, wie sie, die einsamsten Höhlen in den Ruinen dieser Welt, und fürchtet nicht ihren Einsturtz:

Et si fractus illabatur orbis
Impavidum feriunt ruinae.

V.

Ueber den Despotismus 1794.

Entre les Rois et le Peuple, les Intermediaires gâtent tout.

Vie du General Dumouriez Liv. II. Chap. 5.

Geblendet von dem historischen Ruhme der Spartaner, von der so hoch gepriesenen Glückseligkeit der kleinen Schweitzer-Cantons irregeführt und von den Lobsprüchen, welche man an das Kindesalter der amerikanischen Freiheit verschwendete, verleitet, hielt ich von allen Regierungsformen diejenige für die schönste und wünschenswertheste, bei welcher das Volk, im zurückerhaltenen Besitze aller seiner Rechte, nur für sich selbst regiert, arbeitet und ficht.

Blos die Gefahr, verschlungen zu werden, der die Demokratien zu allen Zeiten, ihrer Kleinheit wegen, ausgesetzt waren, machte mich verlegen; ich hoffte von Frankreich das Muster einer, für ein grosses Reich tauglichen, demokratischen Regierungsform; allein die ungeheuere Reihe seiner Unfälle hat diesen, wie so manchen andern Wahn, zernichtet, welcher sich auf die Hofnung eines Glückes gründete, das, weil es eine, der Menschheit unerreichbare Vollkommenheit voraussetzte, chimärisch war. Man kann mir einwenden:

den: nicht sowohl die republikanische Verfassung als vielmehr Widerstände aller Art hätten Frankreich zerrüttet; die grausamen und verheerenden Anstrengungen, zu welchen es seine innern und äussern Feinde genöthiget, bewiesen noch nichts gegen die Demokratie im Allgemeinen; die Vortheile des verworfenen Föderalismus seyen unentschieden geblieben und die Eine und Untheilbare Republik könnte noch immer auf die Glorie des alten Roms Ansprüche machen. Wer möchte es aber wohl wagen, das Glück unter solchen Gefahren aufzusuchen, gesezt auch, daß die französische Constitution ein Muster von Vollkommenheit würde *). Daß sie dieß wird, bezweifle ich

*) Ich bin überzeugt, daß alles, was in Frankreich geschehen ist, weit eher dazu dienen wird, Revolutionen abzuwenden, als sie herbei zu führen. Jedermann war Augenzeuge, wie leicht sie in einen Krieg der Armen gegen die Reichen ausarten. Man hat die hieraus sich erzeugenden Abscheulichkeiten und die Undankbarkeit gesehen, womit der Partheigeist diejenigen behandelte, welche dem gemeinen Wesen die ausgezeichnetsten Dienste leisteten. Zu einer Revolution gehören Anführer. Dieß können nur Männer von Kopf oder Vermögen seyn: Der Erstere aber muß gelernt haben, daß es sich in unsern Tagen nicht verlohnt, ein Anführer zu werden; und der Leztere muß einsehen, daß Volksgunst nur die Liebkosung

ich hingegen sehr, und ich besorge: Armuth sey die einzige Bedingung, unter welcher Frankreich seine Freiheit erhalten und behalten könne. Alsdann hat die Nation nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Man wird die Spitzbuben und Schurken, wie die Raubvögel von den Todtengerippen, abziehen sehen, und nur unbestechliche Menschen werden, ihre uneigennützigen Dienste dem gemeinen Wesen anzubiethen, auftreten. Der allein noch übrig gebliebene Boden, weil man ihn nicht forttragen konnte, wird von Millionen durch Frugalität abgehärteter Krieger für sie selbst bebaut und vertheidigt werden. Aber bald führen Han-

---

kosung eines Tigers ist, und daß der größte Theil des gemeinen Haufens bei seiner Armuth auf das für ihn natürlichste Ziel losgeht, sich des Vermögens der Reichen zu bemächtigen. Der Bettler spielt in diesem Falle eine weit schönere und vernünftigere Rolle, als der Anführer, und nur die Hofnung zur Dictatur zu gelangen, kann ein ehrgeitziges Genie dahin bringen, in eine solche Lotterie zu setzen. Elend und Bedrückung sind, meines Erachtens, allein noch im Stande, Revolutionen zu erzeugen, denn sie erregen die unübersehbare Verzweiflung des Volkes und die einzige unter den Leidenschaften, die ihre Vortheile nicht berechnet und Anführer schaffen kann: die Rache! Regierungen, welche sich blos auf ihre Inquisition verlaßen, gleichen den Hypochondristen, die, sich durch die Mittel, so sie gebrauchen, gerade die Krankheiten zuziehen, welche sie fürchten.

Handel und Künste die Reichthümer aufs neue herbei, mit ihnen kömmt der niedrige Eigennutz zurück, die Gleichheit hört, als eine unmögliche Sache, auf, und die Aristokratie des Goldes beginnt wieder, die Ketten ihrer Sklaven zu vergolden.

So erhält sich selbst diese, auf die natürlichen Rechte des größern Haufen gegründete, von den schrecklichsten Erfahrungen aufgeklärte, von rechtschaffenen Männern umgeschaffene, mit so vielen blutigen Opfern erkaufte Verfassung, nur Einen Augenblick und verliehrt ihre Glückseligkeit zu eben der Zeit, als man ihrer genießen will. Kann denn die Fahrt der Galeere der Freiheit nur so lange glücklich seyn, als ihre Ruderer sich gefallen lassen, bei Wasser und Brod daran geschmiedet zu werden?

Wenn ich mich mit den republikanischen Verfassungen aussöhnen sollte, so müßte sich ein Mittel ausfindig machen lassen, wodurch man ihren gewöhnlichen drei Hauptfehlern abhelfen könnte.

Erstlich käme es darauf an, die Käuflichkeit der Volksrepräsentanten und ihrer Wähler verhindern zu können, sonst bezahlt das Volk noch obendrein die Bestechlichkeit, deren man sich bedient, um es nach Belieben zahlen zu machen.

Das Volk ist in diesem Falle ein Souverain, den man mit seinem eignen Scepter prügelt.

Zweitens müßte man eine vollziehende Gewalt ausdenken, welche ihre Macht nicht mißbrauchte, die Stärke genug besäße, sich für das Gute, aber nicht für das Böse, Gehorsam zu verschaffen, die ganz so viel Geist hätte, nach den Gesezen zu regieren, aber nicht genug, weder diese Gesetze zu vereiteln, noch die Menschen zu hintergehen oder zu verführen.

Drittens wäre es nothwendig, das Geheimniß zu erfinden, wie man die Glücksgüter ohne Nachtheil der Industrie und ohne Eingriff in das Eigenthum, gleich vertheilen könne. Dieß Geheimniß wäre insonderheit zur Erhaltung der Demokratien nöthig; die, um vollkommen zu seyn, nicht einmal Städte haben dürften, denn die lezteren werden über kurz oder lang die Tyrannen des Landes.

Die ewigen Abwechslungen in einem Freistaate, die daraus sich erzeugende Unruhen, die Langsamkeit und Publicität seiner Unternehmungen, der Anarchismus und die demokratische Wildheit, die Pedanterei und Raubgierde der Aristokraten, endlich die Unmöglichkeit, eine unbestechliche und das Interesse des Armen wie des Reichen nicht aus dem Auge verliehrende Volksrepräsentation herzustellen, dies ist ein Unheil,

dies sind Schwierigkeiten, wodurch die Verthei- diger der Freistaaten immer in Verlegenheit ge- setzt wurden *).

Von der andern Seite gab die Stätigkeit, die Macht und der Glanz der Königreiche, der Meinung, daß in einer monarchischen Verfas- sung die Elemente zur Herstellung einer vortref- lichen Constitution zu suchen seyen, das Ueberge- wicht. Die Erfahrung lehrte: eine einzige gute Regierung vertilge das Andenken an eine Reihe von schlechten, und man glaubte, zur Vermei- dung

*) Indessen habe ich in einem aristokratischen Staate zwei köstliche Dinge, die man sonst nirgends antrift, beisammen gefunden: Reichthum des Staats und des Landmanns. Zu Bern zeugen die Landstrassen, die öffentlichen Gebäude, die Spaziergänge und die mildthätigen Anstalten von dem Wohlstande und der guten Anwendung des öffentlichen Schatzes und ich sah die Erbschaft eines Bauers vertheilen, welche sich auf 1 1/2 Million franz. Livres belief. Ungeach- tet seines kostbaren Aufwandes leiht Bern Kapitalien aus, anstatt sie aufzunehmen, und seine Landleute sind die reichsten in Europa.

Ich habe dieß Beisammenseyn von zwei so wün- schenswerthen Seltenheiten um so mehr bewundert, als mich meine vorgefaßte Meinung gegen Aristokra- tien ungerecht gegen diesen weisen Freistaat gemacht hatte. Ich war ihm diese Genugthuung schuldig.

dung des Dsepotismus, habe man nur die größte Vervollkommnung des Monarchismus nöthig, Allein, da diejenigen, welche ihre Talente, ihre Reichthümer, oder die Vortheile der öffentlichen Meinung über den großen Haufen erhoben, es, um Theil an der Souverainität zu nehmen, ihrem Interesse angemessen fanden, einer Zwischenmacht Credit zu verschaffen; so gaben sie sich alle Mühe, den Menschen vorzupredigen und einzuschärfen: die beßte aller möglichen Staatsverfassungen sey eine beschränkte Monarchie; es müßten zwischen dem Monarchen und dem Volke schützende Gewalten stehen und daher seyen Adel, Geistlichkeit und ein Corps von Magistratspersonen die köstlichsten Stützen eines Reichs. Unterdessen erhoben sich diese geschickten Vertheidiger der Rechte des Volks und der Könige nur auf Kosten beyder; sie verkauften sie einander wechselsweise und mästeten sich so weidlich mit den Wohlthaten der Souverains und dem Blute ihrer Unterthanen, daß die Monarchen, sich endlich genöthiget sehen, ihnen, das, was sie dem, den Staatslasten nun zu schwach gewordenen Volke abgenommen hatten, wieder zu nehmen.

Meiner Meinung nach ist der Aristokratismus das Gift einer jeden Staatsverfassung. Ich nenne Aristokratismus: jede für sich verbündete Gewalt, welche sich einen Theil der Souverainität zu

ihrem

ihrem eigenem Vortheile anzumassen bestrebt. Nur durch ihn geräth die Demokratie auf Abwege und wird Tiranei. Die reichsten oder zahlreichsten Familien, die beredtesten oder intriguantesten Männer beherrschen und vereiteln die Gesätze in einem aristokratischen Staate und bemächtigen sich in demselben der angesehensten Bedienungen. Aber nirgends giebt es mehr Aristokraten, als in unsern Monarchien: Ausser den Ministern, der einzigen Aristokratenart, welcher man sich nicht entübrigen kann, findet man hier eine Geistlichkeit, einen Adel und souveraine Gerichtshöfe, die dem Volke das Königthum verhaßt und lästig machen, weil die Bedürfnisse jener Herren, die, des Souverains weit übersteigen. Wenn daher die gesünderen und gemäßigteren unter den spekulativen Köpfen in der erblichen Monarchie weniger Nachtheile wahr zu nehmen glaubten, so gilt ihre Meinung nur in so ferne, als diese Monarchie durch Ausmerzung der Mittelgewalten zu einer höhern Vollkommenheit gelangt ist.

Und warum sollte ein König Vormünder bedürfen? da doch jeder Mensch die Vermuthung für sich hat, daß ihm die gute Verwaltung seines Vermögens weit mehr als seinen Curatoren am Herzen liege. Warum sollte ein Monarch, besonders ein solcher, der den Thron nach Erbrecht besitzt, an der Erhaltung seines Reiches weniger

Antheil nehmen als Edelleute, Priester und Magistratspersonen?

Ausser der Geissel des bürgerlichen Krieges kenne ich keine schrecklichere für die Menschheit als die des Aristokratismus.

Eine, wie die Andere, ist die Frucht der grausamen, dem Menschen angebohrnen Leidenschaft, Alles beherrschen zu wollen. Sie erzeugt die Habsucht und tritt mit ihr in Bund, um den Frieden und den öffentlichen Wohlstand zu bekriegen. Sie ist mit sich selbst im Widerspruche, denn sie verlangt den Krieg Aller gegen Alle und scheint mir das Haupthinderniß einer friedlichen und glücklichen Regierung zu seyn; daher würde diejenige Verfassung, welche am meisten dahin gelangte, diesen verderblichen Keim, der in uns gährt und lauter sehr bittre Früchte trägt, zu ersticken, unter allen Verfassungen sich der vollkommensten am meisten nähern.

Der Mensch phantasirt von Freiheit, nur um befehlen zu können. Fast möchte man sagen, sein innerstes Gefühl gestatte ihm keinen Mittelzustand zwischen Sklaven und König. Läge darinnen das Geheimniß des menschlichen Herzens, dann würde es uns vielleicht das, was uns bisher räthselhaft war, bestim-

men, nämlich, welche Verfassungsart dem menschlichen Geschlechte die zuträglichste sey?

Da die Welt unmöglich aus lauter Regenten bestehen kann, so ist das kürzeste und leichteste, wenn die ganze Welt gehorcht. Ohne Zweifel wäre zu wünschen, man gehorchte nur den Gesetzen, aber zu ihrer Abfassung, Erläuterung, Vollstreckung, hat man entweder Einen Einzigen oder mehrere Menschen nöthig und diese Menschen würden immer damit aufhören, sich zu Gebiethern aufzuwerfen. Nun ists aber besser, nur Einen Einzigen Gebiether zu haben; denn ein nothwendiges Uibel darf, um etwas Gutem das Gleichgewicht zu halten, nicht vervielfacht werden und der Mißbrauch der Gewalt eines Einzigen ist ausser allem Zweifel weniger fürchterlich als die mißbrauchte Gewalt von Mehrern; Eine Hyder ist weit gefährlicher als eine Schlange und man bedarf viel weniger Schaafe zur Erhaltung eines Löwen als zur Sättigung einer Heerde von Wölfen.

Laßt uns denn ohne Umschweife sprechen: Die dem Menschengeschlechte nothwendige Staatsverfassung ist — Despotismus. Er entspricht dem herrsüchtigen Wunsche unserer ausgearteten Natur und bestraft ihn, indem er einen Gebiether und Sklaven schaft. Der Abstand, welchen er

zwischen diesen beiden entferntesten Stufen bildet, steht mit dem ungeheuren Unterschiede, der zwischen Regieren und Gehorchen statt findet, in gehörigem Verhältnisse und so stillt er — und so verzweifelt an ihm — die Lust zu herrschen.

Er macht die Launen des Gebiethers, weil sie kein Widerspruch erbittert, milder, und besänftigt den Sklaven mit den unwiderstehlichen Gründen der Nothwendigkeit. Man ist am öftersten blos durch die Vergleichung unglücklich. Der Sklave giebt sich daher mit dem Gedanken zufrieden, daß alle einerlei Schicksal mit ihm theilen; Er gewöhnt sich daran, den Monarchen und dessen Nachfolger für Wesen höherer Art zu achten und tröstet sich, in seiner Gattung lauter Geschöpfe seines Gleichen zu sehen.

Der Despotismus realisirt die Chimäre der Gleichheit; er ist ein Sinnbild der Natur. Alle Menschen werden unter ihr gleich gebohren, sind aber alle ihre Sklaven.

Bei alledem, daß die Leidenschaft zu herrschen dem Menschen anklebt, scheint ihm doch ein gewisser Hang zu gehorchen nicht fremd zu seyn. Der Despotismus bildet und stärkt diesen nützlichen und bequemen Geschmack durch Druck und Gewohnheit. Oft weigert sich der Vogel

den Kefigt, worinnen er ausgebrütet würde, zu verlassen und das wildeste Pferd gewöhnt sich an das Gebis und tanzt unter einer geschickten Hand. Wenn wir sogar Monarchen der Liebe zur Ruhe die Lust zu regieren aufopfern sehn, warum sollte dies so süsse Gefühl nicht auch für die Unmöglichkeit zu befehlen trösten?

Es ist eine Thorheit eigner Art, den Frieden und die Stätigkeit eines Reichs auf die Vereinigung zweyer, ihrer Natur nach sich stets bekriegender Interessen, des persönlichen und des allgemeinen, bauen zu wollen, da sich in dem Menschen zwei Neigungen finden, die für einander geschaffen zu seyn scheinen, die eine zu befehlen und die andere sich befehlen zu lassen — zwei Neigungen, die das Wesen einer jeden Staatsverfassung ausmachen und nur einer guten Richtung bedürfen.

Wer über die Rührung nachdenkt, womit man Könige, welche große Männer waren, bewundert und über die Beweise von Anhänglichkeit und Verehrung, welche so viele Völker so lange Zeit ihren Beherrschern erwiesen, sollte der nicht sagen: Die Menschen suchen auf der Erde das Bild eines Gottes auf?

Der Schutz eines guten und mächtigen Wesens scheint der menschlichen Einbildungskraft ein Bedürfniß zu seyn, und es wäre einem Monarchen so etwas leichtes, sich zum Gegenstande dieser abgötttischen Neigung zu machen. Er habe ein wachsames Auge auf seine Minister und er wird wie eine Gottheit erscheinen, welche die Gewalt der Teufel gebändigt hält.

Man spricht nur immer von Nero und Caligula, um den Despotismus zu verschreien, allein man nennt sie unrichtig Despoten; sie hatten weder die Rechte noch die leichte Gelegenheit dazu. Sie kämpften gegen Roms sterbende Freiheit und mußten sich gegen die Verzweiflung derselben vertheidigen. Sie, und alle blutdürstige Tirannen wurden es blos, durch Widerstand aufgereizt. Uebrigens muß man sich auch nie auf Mißbräuche berufen, ohne sie mit den Mißbräuchen der ihnen entgegengestellten Sache zu messen; Man muß den tirannischen Monarchen mit dem tirannischen Demagogen oder Aristokraten vergleichen und alsdann wird man finden, daß sich das Uebel wie hundert zu eins verhalte. Man muß die schnell vorübergehende Regierung eines solchen Ungeheuers mit der unbestimmten und immer sich erneuernden Dauer des Regiments der Andern messen und den grossen Vortheil einer des-

potischen Verfassung in hohen Anschlag bringen, daß sie den Uibeln der Anarchie und den Gefahren bürgerlicher Kriege weniger als jede andere unterworfen ist; denn die Entthronung eines Sultans ändert an der Constitution des Reichs nichts, da hingegen bei dem Umsturze jeder andern Verfassung Personen auftreten, welche sich der Vorrechte ihres Standes als Vehikel ihrer Ansprüche auf die Souverainität bedienen, und sich daher bemühen, der Form der Constitution eine andere Gestalt zu geben.

Von einer andern Seite muß man alles das, was ein guter und aufgeklärter Despot zu thun im Stande ist, in Erwägung ziehen. Er ist ein Gott, der da spricht: das Gute geschehe und das Gute geschieht; denn das Gute findet weit mehrere, die dagegen sich auflehnen, als das Böse. Das Erstere bedarf immer eines obersten Richters, der zu seinem Beßten entscheide, da hingegen das Böse im Rathe der Aristokraten seine eifrigsten Sachwalter findet; und gesezt, daß man eine Constitution ausdächte, welche auf Gesetze gegründet wäre, denen die Verkehrtheit der Menschen nichts anhaben könnte, so hätte man doch zur Bekanntmachung und Vollstreckung dieser Gesetze einen Despoten nöthig.

Weder in den Beispielen eines Narren noch einer barbarischen Nation darf man also die Wirkungen des Despotismus aufsuchen. Um gerecht zu urtheilen, muß man sich eine polizirte Nation und einen König mit gesundem Menschenverstande denken, man muß das Uebel, so die privilegirten Stände anrichten, abziehen und das Gute in Anschlag bringen, welches der Souverain gern thun wollte und könnte, wenn er nicht von ihnen daran gehindert würde.

Der nützliche und gemäßigte Gebrauch, welchen die Könige von Dänemark stets von ihrer uneingeschränkten Gewalt machten, dient zu einem Beweise, daß es gut ist, wenn man das Recht hat, Alles thun zu dürffen, und daß sich der schlichte Verstand des großen Haufens nicht in seiner ahnenden Vermuthung irrte, als er dem Despotismus des Monarchen vor dem Despotismus seiner Großen den Vorzug gab.

Hätte sich Ludwig XVI mit der bei Versailles versammelten Armee auf die Seite des Volks geschlagen, oder hätte er es wenigstens nur dem Scheine nach gethan, er würde zwar keine solche Revolution, wie die Dänische, bewirkt, aber doch gewiß diejenige, welche seinen Thron umstürzte, vermieden haben. Er hätte sich zum obersten Schiedsrichter über die Streitig-

keiten der Reichsstände gemacht und den Adel und die Geistlichkeit wider ihren eigenen Willen retten können.

Der stärkste aller Einwürfe gegen den Despotismus betrift die Minister. Aber wo ist eine Staatsverfassung, in welcher man diese Klasse von Aristokraten vermeiden könnte, und sind die bösen Minister, die mit einer grossen Anzahl von Untergebenen im Einverständniße leben und von diesen ihre Ungestraftheit erkaufen müssen, dem Volke etwa minder lästig, als diejenigen, welche sich vor ihrem Gebiether allein zu verbergen brauchen? Ein vielartiges Uebel, so man nur durch Umwege anzurichten wagt, ist unendlich schädlicher, als dasjenige, so man ohne Hehl begehen kann. Hiezu kömmt noch, daß ein Vezier seinem Sultane ganz anders verantwortlich ist, als ein Minister, welcher Herzog oder Fürst ist, seinem Könige, oder als ein Schweizerischer Landvogt einem Senate, der aus seinen Verwandten besteht, oder als ein Jakobinerkommissär seinem Club. Dagegen haben gute Minister unter einer unbeschränkten Regierung, ganz ungebundene Hände Gutes zu schaffen. Sie sind, gleich den Engeln, Diener eines vollkommenen und allmächtigen Wesen.

 Man

Man wird mir auch noch einwenden, der Beßte aller Despoten vermöge nicht auf das Uebel, so seine Vezirs in einem großen Reiche anrichten können, wachsam genug zu seyn; ist aber eine große Republik nicht den nämlichen Nachtheilen und noch weit mehrern, aus ihrer verschlungenen Verfassung entspringenden Misbräuchen ausgesezt?

Es wäre zur guten Regierung eines Staats zu wünschen, daß er nicht zu groß wäre; aber dergleichen kleine Länder, sie seyen nun Monarchien oder Republiken, sind alsdann leichter zu verschlingen. Hieraus ergiebt sich, daß kleine Staaten leichter zu regieren, große leichter zu vertheidigen sind, und daß nichts vollkommen ist.

Demungeachtet bleibt so viel gewiß, daß die republikanische Verfassungen mit dem Despotismus die wenigen Fehler des Lezteren theilen, hingegen noch viele andere, die derselbe nicht hat, besitzen, indeß ihnen seine Vorzüge mangeln.

Uebrigens giebt es ein mächtiges und heilsames Verbeßerungsmittel gegen alles, was der Despotismus nur schreckliches haben mag, die Preßfreiheit. Sie ist das köstlichste und nützlichste

lichste Geschenk, das ein philosophischer Despot seinen Nachfolgern und der Nachkommenschaft machen könnte. Durch sie würde er der Nation eine weit natürlichere und unbestechlichere Repräsentation, als irgend eine republikanische ist, bewilligen; denn nicht einzelnen Personen darf man das Wohl der Menschen, man muß es der Vernunft Aller anvertrauen. In ihr würde dieser gute Despot seinen Kindern einen unabsezbaren, ihnen standhaft die Wahrheit sagenden Freund hinterlassen, denn das Licht, welches sich über die ganze Nation ausbreitet, würde auch nothwendig seine Beherrscher erleuchten und eine öffentlich verhandelte Wahrheit muß endlich den dicken Haufen von Sophismen und Höflingen durchdringen.

Die öffentliche Meinung, diese Weltbeherrscherinn, verdient alleine, den Thron mit einem unumschränkten Monarchen zu theilen und kann ohne Nachtheil an seiner Seite Platz nehmen. Bald wird sie, gleich einer Mutter, welche die Vormundschaft über einen gehorsamen Sohn fortführt, von ihrem Mitregenten verlangen, den Grundsätzen, worinnen er erzogen wurde, treu zu bleiben; bald wird sie ihm das seyn, was das Schicksal Jupitern war: Ihre süße Ueberredungsgabe, oder ihre unwiderstehliche Gewalt werden ihn bewegen, oder zwingen, Gutes zu thun.

Will man die oberste Gewalt einschränken, so wünschte ich, es geschähe vermittelst der Demokratie der öffentlichen Meinung und nicht durch die Aristokratie der Usurpation. Man wird den Vorschlag eines so paradoxen Bündnißes, als das zwischen Demokratie und Despotismus ist, für sehr verwegen halten. Ist aber nicht der Aristokratismus ihr beyderseitiger gemeinschaftlicher Feind? wenn beide ihr wahres Interesse sattsam kennen, so werden sie einsehen, wie sich diejenigen, welche die Rolle der Mittelspersonen spielen, benommen haben, um der Macht der Souverains die ihrige zu entziehen und aus dem Reichthum des Volkes den ihrigen zusammen zu häufen. Das Volk wird es begreifen, daß die ausschließliche und eifersüchtige Gewalt eines Einzigen, der sicherste und einzige Wächter über die Gleichheit seiner Rechte ist, und der König wird es wissen: es sey seine heiligste Pflicht, soviel möglich selbst zu regieren, es sey viel besser, sich zu täuschen, als getäuscht zu werden, und das beßte Mittel gegen das Letztere bestehe darinnen, alles, was gegen ihn geschrieben wird, zu lesen.

Dieß sind die Wahrheiten, welche die Preßfreiheit durch ihre Erörterung, troz der Argumente der Aristokratie, auf die Bahn bringen lassen darf und kann.

Wird

Wird aber die List und Feinheit jener Argumente nicht die Untergrabung des Throns in dem Geiste der Menschen, die immer mit demjenigen, so sie haben, unzufrieden und nach etwas Neuem lüstern sind, bewirken, besonders, wenn sie die kritischen Augenblicke einer gegründeten Unzufriedenheit benützt? Allein in diesem leztern Falle verrichtet die Preßfreiheit eben ihr Amt. Sie benachrichtigt den Souverain von der ihn bedrohenden Gefahr, seine Macht mit den Vertheidigern des Volkes zu theilen, und die Sache eines Despoten müßte sehr schlecht seyn, wenn er sie nicht gegen einen armen Schriftsteller sollte gewinnen können, der öfters eine Nebenabsicht hat.

Man wird mir noch weiter einwenden: der erste Despot oder sein Vezier, welche ihre Macht mißbrauchen wollen, werden mit der Unterdrückung der Preßfreiheit beginnen. Erstlich beweißt nichts so sehr die Nützlichkeit der Preßfreiheit als dieser Vorbereitungsversuch der Tirannei; aber es würde doch jedem schwer werden, sein Ziel zu erreichen. Eine einmal verbreitete Aufklärung läßt sich nicht so schnell wieder auslöschen. Die Lebensjahre eines Tyrannen würden nicht dazu hinreichen — die Zusammenpressung aller Willensmeinungen würde ihre Kraft verstärken und der Despot erfahren, daß von allem, was der Mensch besitzt, die Denkfreiheit das unverlezlichste Eigenthum ist.

Hier

Hier alles, was man über die der Preßfreiheit vorzuzeichnenden Gränzen gesagt hat, zu wiederholen, wäre zu weitläufig und vielleicht unnütz. Meiner Meinung nach verträgt sie keine Einschränkung, ausgenommen, die jedem Schriftsteller auferlegte Pflicht, sich zu nennen. Die Publicität darf nichts verschweigen, aber die Freiheit Gutes auszubreiten, muß in keine Zügellosigkeit ausarten, den Saamen des Uebels auszustreuen. Die Gefahr, welcher sich ein Mann preis giebt, der die Wahrheit zu sagen, den Muth hat, ist lange kein so großes Uebel, als es die Leichtigkeit wäre, womit der Lasterhafte die Regierung verläumden und das Volk ohne Mühe und Gefährde aufwiegeln könnte.

O ihr Völker, seyd, von Beispielen belehrt, gegen diejenigen, welche als eure Sachwalter auftreten, mistrauisch, und gebt den Vertheidigern der Regierung billiges Gehör; duldet nicht, daß treulose Anwälde sich zwischen Vater und Kinder drängen, um die häuslichen Angelegenheiten zu verwirren. Zeigt euch der, eurer Vernunft geschenkten Freilassung würdig und übt euch in der Kunst des Gehorsams!

Und ihr, Souverains! — durch die von Euch begünstigte Verbreitung von Kenntnissen erleuchtet, vergesset nie, daß eine patriarchalische Verfassung

die erste süßeste und vollkommenste unter allen ist. Bedenket, ob es für einen Vater nicht viel besser sey, Söhne zu besitzen, die ihm bei seinen Arbeiten hilfreiche Hand zu leisten verstehen, als kleine Kinder, welche man am Gängelbande führen muß. Leset vorzüglich die Klagen des Volkes, studiret seine Rechte mehr, als die Eurigen, und glaubt, die erhabenste aller Regierungskünste, bestehe in der Wissenschaft, über den durch Aufklärung geleiteten Willen seiner Unterthanen zu herrschen.

VI.

Versuch eines Entwurfs zu einem ewigen Frieden.

1796.

In magnis voluisse sat est.

Die Aufgabe eines ewigen Friedens ist in der Politik eben das, was in der Chemie der Stein der Weisen ist. Niemand kann sich des Wunsches ihres wirklichen Daseyns erwehren, aber beide haben den verzweifelten Fehler der Unmöglichkeit. Man hat sie endlich förmlich für lächerlichen Wahn erklärt und der löblichen Absicht des Abbe Saint Pierre besondere Gnade widerfahren zu lassen geglaubt, wenn man von seinem Werke das Urtheil fällte: es sey der Traum eines guten Mannes.

Ungeachtet dieses Verdammungsurtheils ist der berühmte Kant erst kürzlich mit einer Schrift über den ewigen Frieden hervorgetreten. Er hat es gewagt, diese zwei grossen Worte des alten politischen Zauberbuches in eben dem Augenblicke auszusprechen, in welchem das neue die Teufel des abscheulichsten und hartnäckigsten Krieges, welcher je geführt wurde, aus der Hölle heraufgefordert hatte. Sein Werk ist aber nur die Metaphysik einer platonischen Theorie und

ein Wagestück, jene Aufgabe in die neue Form seines modischen Systems zu gießen. Die ersten Seiten seiner Schrift haben die Miene einer Satyre auf unser Völkerrecht und die Uebrigen geben keinen einzigen Ueberredungsgrund, kein ausführbares Auskunftsmittel an die Hand.

Man verzeihe mir, daß ich es zu versuchen wage, ob ich diesem schönen Luftschlosse einen Schatten von Möglichkeit beizulegen im Stande sey, oder man gönne mir wenigstens das Vergnügen, einen Plan dazu, nach meiner Art, izt zu skizziren, wo die Zwietracht und die Furien des Kriegs in den Tartarus zurückkehren zu wollen scheinen. Ich habe nöthig, mich von den lezten Zuckungen der leidenden Menschheit zu zerstreuen und mit welchen tröstenderen Gedanken könnte ich mich beschäftigen, als mit dem Traume eines ewigen Friedens? —

Was sind die politischen Ursachen der Kriege? Die Furcht, verschlungen zu werden, die das Verlangen, sich zu vergrößern, gebiethet und entschuldigt; die Hofintriguen, die Ehrsucht, der Hochmuth oder der Geiz der Minister sind hievon die moralischen Ursachen, welche sich unter dem schönen Schleyer der Ersteren verbergen. Wenn man es nun dahin bringen könnte, den

Mo-

Monarchen die Furcht, verschlungen zu werden, zu benehmen, so würden sie um so leichter auf ihre Vergrösserungslust Verzicht thun, als sie dieselbe der Gefahr in engere Gränzen zurückgewiesen zu werden, nicht selten aussezt und des Vergnügens, reich, ruhig und glücklich ihre Tage zu verleben, beraubt; nur müßten sie nicht von eben den Teufeln besessen seyn, wovon die Alexander und Karl der zwölfte umhergetrieben wurden; was glücklicher Weise eine ziemlich seltne Erscheinung ist.

Hiedurch würden auch ihre Minister die scheinbarsten Vorwände verlieren, welche sie zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, auf Kosten des Blutes und Glückes der Völker, anführen.

Man müßte demnach damit anfangen, ehr- und habsüchtigen Monarchen zu zeigen, daß sie bei einem allgemein versicherten Frieden, auch noch auf ihrem eigenen Grund und Boden und zwar ohne die mindeste Gefahr, Eroberungen zu machen im Stande sind; daß sie ihre Staaten vergrössern können, wenn sie den Händen ihrer Soldaten gebiethen, mit der Unfruchtbarkeit des Landes zu kämpfen und die Natur zu besiegen; daß sie in ihrem Reiche mit ihren Armeen neue Pflanzstätten anzulegen und alle ihre Bereicherungsquellen zu vermehren vermögen, wofern sie die Kün-

ste, die Manufakturen und den Handel auf immer gegen die Stürme des Krieges sichern.

Man müßte den Fürsten ferner darthun, wieviele Einfälle sie mit den ungeheuren Summen, so die Armeen kosten, ausführen könnten; man müßte ihnen lachende Gemälde von all den Gärten, Pallästen und Monumenten, welche sie anlegen, von all den Festen und Schauspielen, die sie veranstalten lassen würden und von der Freigebigkeit, womit sie ausspenden könnten, vorhalten. Der lezte Punkt würde wohl sogar die Minister und Höflinge verleiten, sich für unsern Plan zu interessiren. — Vor allem müßte man aber den guten Fürsten — und gut sind sie nur zu viel — den bei all diesem Aufwande allgemein herrschenden Wohlstand schildern; man müßte all die Lobsprüche und Segnungen, so sie erhalten würden, anstimmen; man müßte ihnen endlich begreiflich zu machen suchen, daß sie eines beinahe göttlichen Glücks theilhaftig werden könnten — des Glücks: sich durch Wohlthaten und Genüße zu verewigen.

Als Gegenstücke zu diesen schönen Gemählden müßte man ihnen Schilderungen von den entsezlichen Wirkungen des Krieges vor die Augen hinstellen; Bilder von verbrannten Städten, von verwüsteten Fluren, von Strömen Bluts

und Thränen, vom Hunger und vom Elend des Volks und wie dabey ihre Schatzkammern geleert, ihre Provinzen überschwemmt, ihre Thronen dem Umsturze nahe, ihre eigene Personen in Lebensgefahr sind.

Wo ist wohl ein so unbesonnener Monarch, daß er zwischen zwey so auffallenden Extremen einen Augenblick lang wählen könnte, wenn er die Gewißheit hätte, bey der Abdankung seiner Truppen und bey der Verwendung ihrer Kosten auf seine Vergnügungen und das allgemeine Beßte, die sie beide zu Grunde richteten, sich von der Seite seiner Nachbarn keiner Gefahr auszusetzen?

Es kömmt also vorzüglich darauf an, Mittel zu erdenken, wodurch man die Monarchen über die Gefahren einer durchaus friedlichen Verfassung beruhigen könne und die Möglichkeit eines gerechten Gerichtshofes auszusinnen, welcher die Stelle des ungerechten Ausgangs des Krieges vertreten würde. Es ist um die Angabe einer ausführbaren Art zu thun, wie das barbarische Naturrecht durch ein gesellschaftliches Recht der Völker gebändiget werden könne?

Europa besteht aus grossen und kleinen Monarchien. Die grossen könnten zufrieden seyn, ungestört und ohne Ende ihrer Macht zu geniessen, ihre Wohlfart immer nur zu vermehren und sich, wie Privatpersonen, blos Reichthümer und Kenntnisse streitig zu machen. Kleine Monarchen dürfen sich mehr als glücklich schätzen, wenn sie sicher sind, weder verschlungen noch getheilt zu werden.

Diesemnach gienge mein Vorschlag dahin; ein Jahr für den Status quo von Europa zu bestimmen und einen Areopag zu errichten, welcher die Streitigkeiten unter den Mächten aburtheilte und diejenigen bestrafte, so es versuchten, den allgewaltigen Bund der vereinigten Souverains zu stören*).

Dieser erlauchte Gerichtshof bestünde aus Bevollmächtigten, welche blos den Gesetzen des gesellschaftlichen Vertrags von Europa, über welche man sich einverstanden und die man aufrecht zu erhalten beschworen hätte, unterworfen wä-

*) Man wird sagen, all das gleiche auf Ein Haar der Reichsversammlung zu Regensburg. Freilich habe ich den Gedanken davon hergenommen, aber bey genauerer Untersuchung wird man zwey wesentliche Verbesserungen dabey bemerken.

ren. Jeder Fürst schickte einen Repräsentanten, der einen Stellvertreter hätte. Beide, so wie sie einmal ernannt wären, könnten nicht mehr zurückberufen werden; sie wären von ihren Höfen unabhängig und nur dem Gerichte ihrer Kollegen unterworfen; sie könnten aber sogar, wegen erwiesener Bestechlichkeit, zum Tode verurtheilt werden. Ihr Hauptgeschäft würde unstreitig die Bewahrung des Interesse ihres Landes seyn, aber ihre erste Pflicht müßte sie verbinden, das allgemeine Beßte im Auge zu haben und die Bundesgeseze aufrecht zu erhalten.

Man würde in diesem Gerichtshofe Alles nach der Mehrheit der motivirten Stimmen entscheiden, aber der grosse wie der kleine Souverain müßte nur eine einzige Stimme haben: denn

Begreiflicherweise kann bey einer solchen Anstalt nur die Vereinigung der Kleinen, ohne Zuziehung der Grossen, der gefährlichen Uebermacht die Spitze bieten und eine Schutzwehr der allgemeinen Freiheit werden.

Die Furcht streng bestraft zu werden, würde, so viel als möglich, dem Uebel der Bestechlichkeit bey den Repräsentanten steuern und leztere wäre hier weit weniger als bey jedem anderen

Gerichtshofe zu besorgen, wo man lauter fremde Angelegenheiten aburtheilt:

In unserm Tribunale, in welchen blos die Sachen der Staaten, die ihn errichtet, verhandelt würden, müßte Jedem daran gelegen seyn, daß nicht Ungerechtigkeit und Bestechbarkeit die Versammlung irreführten, denn jeder würde, der Reihe nach, darunter leiden.

Das Normaljahr wäre die Grundlage und die erste Vorschrift des gesellschaftlichen Vertrags, so ich vorschlage. Ausser diesem Grundgesetze giengen die hauptsächlichsten auf die Aufrechterhaltung desselben. Sie würden die Maasregeln enthalten, welche gegen solche zu ergreifen wären, die durch ausserordentliche Zurüstungen beunruhigende Entwürfe verriethen, und die Strafen bestimmen, womit derjenige zu belegen wäre, der den allgemeinen Frieden zu stören wagte.

Die übrigen Gesetze würden eine Art von bürgerlichem Gesetzbuche ausmachen und dazu dienen, die Zwistigkeiten der Souverains wie die der Privatpersonen abzuurtheilen. Ich gestehe, daß dieses alles die Inconvenienzen der Prozesse mit sich führen würde; aber wäre es denn nicht besser, die Streitigkeiten der Grossen auf jede andere Art, und wenn es auch durchs Würfelspiel geschehen sollte, zu endigen, als durch zu grund-

grundrichtende, unsichere und oft nach ihrer Veranlassung oder ihrem Ausgange ungerechte Kriege?

Wie wäre es aber anzufangen, um zur Gründung eines solchen Instituts zu gelangen? Ich läugne nicht, daß es eine sehr schwere Sache zu seyn scheint, so viele gekrönte Häupter unter einen solchen Hut zu bringen, und daß zu befürchten stehet, es möchten sich verschiedene von ihnen der Entstehung eines ihre Ehrsucht beschränkenden Vorhabens widersetzen.

Indessen denke ich, ein mächtiger Monarch von anerkannter Rechtschaffenheit (o! wären es zwey, dann gieng es:) könnte in einem, unserer gegenwärtigen Epoche ähnlichen, Augenblicke, wenn er die eines Schutzes bedürftigen kleinen Souverains um sich her versammelte, eine Art provisorischer Neutralität beginnen, an welche sich in kurzem die übrigen bedeutenderen anschliessen würden, so bald sie sähen, daß man blos, so lang als möglich, den Frieden zu erhalten, zum Zweck habe.

Diese provisorische Neutralität wäre der Keim meines Instituts und ich schmeichle mir mit der Hofnung, daß ein solcher Bund, wenn er nichts als Friede und Gerechtigkeit verlangte, zu einer Zeit, wo man des Krieges müde wäre, der Eifersucht der Usurpatoren entschlüpfen, sich

durch unerschütterliche Geradheit und geschickte Mäßigung befestigen und so sehr erheben könnte, daß er endlich ein schiedsrichterliches Tribunal würde, welches all denen, die sich an ihn wenden würden, Dienste leistete.

Aber sobald dieser Bund ein Uebergewicht über die nicht mit ihm verbündeten erhielte, alsdann müßte er alle mögliche Ueberredungs- und Zwangsmittel zur Vergrösserung seiner Parthei und zur Erreichung seines beglückenden Zweckes anwenden — des Zweckes: den allgemeinen gesellschaftlichen Vertrag zu stande zu bringen, allen Händen die Waffen zu entwinden und die Früchte eines ewigen Friedens zu genießen.

VII.

VII.

Anhang

zur

zweiten Auflage

der

metaphysischen Kezereien.

Verbesserungen und Zusätze:

Seite 63 muß in die erste Zeile nach den ersten zwey Worten: Dings machen, folgende ausgelaßne Stelle eingeschaltet werden: — — „können, als wenn wir die wirkende Ursache von „beiden einsehen; eben so können wir uns keinen „deutlicheren Begrif von der Ewigkeit eines Dings „machen."

Seite 65 Zeile 19: der Idee mit; lies: „mit der Idee."

Seite 90 Z. 11: untheilbares lies: „unzu„sammengeseztes."

Seite

Seite 90 Z. 15: untheilbaren, lies: „un„zusammengesezten.“

S. 163. Zeile 24, wenig Wasser — lies: „viel Waßer.“

S. 190. Z. 8: man zwey Körper; lies: „zwey ungleich wägende Körper.“

S. 196 streiche man von Zeile 8: doch scheint ꝛc. bis Zeile 21: Verhältniß steht, aus und setze dafür folgendes:

„Doch scheint der Gegendruck des Ruhe„punkts nicht ganz das Geheimnis des Hebels zu „erschöpfen. Zeit und Raum haben auch einen „großen Einfluß auf seine wunderbare Kraft. „Das relative Verhältniß zwischen einer kurzen „Zeit und einem großen Raum macht das Wesen „der Schnelligkeit und diese die Stärke der Kraft „aus. Nun durchläuft der längere Arm eines „Hebels in der nämlichen Zeit einen größeren „Raum als der kürzere, also wirkt seine Kraft „schneller, folglich stärker als jene, so an den „kürzeren Arm gebunden ist.“

„Warum vermehrt aber Schnelligkeit die „Stärke der Kraft? weil das Wesen der Kraft in „der Bewegung besteht und die Thätigkeit der Be„wegung unstreitig von ihrer Geschwindigkeit ab„hängt.

„hängt. Wenn also von zwey gleichen Kräften „die eine sich schneller bewegt, als die andere, so „würkt sie dadurch thätiger und stärker.“

„Wie könnte man aber das genaue Verhält„niß der Kräfte des Hebels mit den entgegengesez„ten Längen seiner Arme erklären? Wie geht es „zu, daß die Kraft des längeren Arms in dem He„bel sich zu der Kraft des kürzeren eben so ver„hält, wie der große Diameter, den Ersterer „durchläuft, zu dem kleineren des lezteren? Ich „kan mir den weitschweiffigen Druck des Hebels „nicht Anders denken, als eine gedrängte Samm„lung von zusammenhängenden Stößen, welche „ein Ganzes ausmachen, — — wie eine einzige „Kraft — wie eine Linie, die aus Punkten besteht. „Je länger nun die Linie eines solchen Drucks „ist, jemehr Stoßpunkte. Also vereinigt der lange „Arm des Hebels in dem nämlichen Zeitraum eine „Menge von Druckstößen, deren Anzahl die ge„ringere Summe von Stößen, welche der kurze „Arm indeßen empfängt, eben so sehr überwiegt „als die Menge der Punkte, so die Linie seines „Laufs ausmachen, diejenige Zahl von Punkten „übertrift, welche den kurzen Weg des anderen „ausfüllen.“

„Dies scheinet mir das Geheimnis zu entde„cken, wie Zeit und Raum dem Hebel die wun-

„derbar-

„derbar- und unsichtbare Kraft geben können, „mit welcher er eine jede Schwerkraft zu über„winden im Stande ist.“

Ueber die Zahl Eins. *)

Obgleich von einer jeden richtigen Demonstration erfordert wird, daß sie sich auf einen unläugbaren Grundsatz oder auf eine Definition zurück führen lasse, so beruhen alle arithmetischen Wahrheiten, welche wir doch für die unfehlbarsten halten, auf einem Dinge, von welchem wir keine hinreichende Erklärung geben können, und dieses Ding heißt — Eins **). Ein

*) Diese Abhandlung ist Seite 251 nach dem Artikel: vom Vernunftschluß zu setzen, und dagegen S. 269 — 71 die Note 1 im Artikel: Ichheit auszustreichen.

**) Folgende Definition von Eins schiene mir noch die beste: „daß es sey: der kleinste Theil einer „Quantität von gleicher Art,“ da man aber die Quan-

Ein so sonderbarer Widerspruch zwischen der Logik und Mathematik wäre eine traurige Entdeckung wider die Gültigkeit unsrer gewißesten Wahrheiten, wenn Wahrheit auf dem Werthe einer Definition beruhete. Was ist aber eine Definition? Ist sie etwas mehr, als eine unterscheidende Bemerkung von den Eigenschaften eines Objekts und als eine Sammlung von allen den Wirkungen, so es auf unsere Sinne gemacht hat? Eine Definition dient also eigentlich zur Unterscheidung eines Dings von allen anderen und ihre Gewisheit beruht nur auf der Zuverläßigkeit, so wir unseren sinnlichen Empfindungen beilegen können.

Die

Quantität nicht anders definiren kann, als durch einen Inbegrif von Theilen gleicher Art, so geht man in dem fehlerhaften Zirkel, ein dunkles Wort durch ein eben so dunkles erklären zu wollen, herum; denn in beiden Definitionen liegen die Begriffe von Einzelnheit und Mehrheit, welche einander erklären sollen, und doch selbst noch nicht erklärt sind. Ueber dies ist ja die Quantität selbst eine Einheit, denn obige Definition fängt damit an, der Quantität die Zahl Eins beizulegen, und sagt hernach: Eins sey der kleinste Theil derselben. Giebt dieses wohl einen klaren Begrif von dieser Zahl?

Die Zahl Eins ist in keinem von diesen beiden Fällen. Sie ist für sich selbst kein wirkliches Objekt, sondern eine Bestimmung, die jedem Objekte besonders beygeleget wird: Noch weniger ist sie aus Eigenschaften zusammengesezt, die in die Sinne fallen; folglich kann sie auch durch keine sinnliche Begriffe erklärt noch durch sinnliche Täuschungen zweifelhaft gemacht werden. Die Zahl Eins hat keine andere Eigenschaft als die Wesenheit, ein Element zu seyn, welches durch seine eigene Vervielfältigung unbegränzte und unendlich verschiedene Sammlungen von unwirklichen und blos denkbaren Dingen verschaffen kann, die ebenfalls, wie die Zahl Eins, auf wirkliche Dinge anwendbar sind.

Die Idee von Eins ist uns gleichsam eingebohren und von dem inneren selbstständigen Gefühle unserer Ichheit unzertrennlich *). Wir fühlen

*) Plutarch de placit. Philos. lib. IV. cap. 2. sagt, daß Pythagoras die Seele eine sich selbst bewegende Zahl genannt habe: αριθμὸν αυτον κινοῦντα. Wenn Pythagoras durch αριθμον die ganz unbestimmte, sich erzeugende und vermehrende Zahl — das Wesen der Zahlen verstanden

len sie ohne Beihilfe der Sinne und halten sie für eben so wahr, als unsere Existenz, ob wir sie gleich eben so wenig begreiffen können. Sie bekömmt eine Wirklichkeit, so oft wir unsere Selbstständigkeit von anderen unterscheiden und ihr Bild ist die wahre bedeutungsvolle Hieroglyphe der Individualität.

Nun wollen wir auch zeigen, wie wir zu einer so unsinnlichen und unerklärbaren Idee haben gelangen können, und untersuchen: auf welche Art sich dieselbe in uns entwickelt.

Wir haben in dem Artikel vom Vernunftschluße gezeigt, daß die erste Verrichtung der Seele darinnen besteht: ihr Selbstgefühl von

---

den hat, so scheint er mir den Begrif, so ich mir von der Seele mache, sehr kurz und bündig ausgedrückt zu haben, denn in diesen 3 Worten zeigt er, nicht nur die selbstständige freye Bewegung der Ichheit, welche ihr Wesen ausmacht, sondern auch die Natur der Gedächtnißbilder, die ich für zahlenartig halte, und betrachtet die Seele, als Urstof und Bewegerin der Zahlen, von denen ich auch glaube, daß sie die geheimen geistigen Formen aller unserer Ideen sind.

den ihr zufliessenden äußern Gefühlen zu unterscheiden. Eine jede dieser Unterscheidungen ist eine Verneinung; sie werden in dem Gedächtnisse angeschrieben und unfehlbar alle mit dem nämlichen Zeichen, denn sie sind alle gleichlautend. Die Seele sagt bey jedem dieser Gefühle: dies ist etwas anderes als Ich; dies bin ich nicht!

Der Imbegrif aller dieser in dem Gedächtnisse angeschriebenen, gleichlautenden Zeichen, verglichen mit einem jeden einzelnen derselben, giebt der Seele, die zwey verschiedenen Anblicke einer Quantität und der Individualität eines jeden ihrer Theile. Es entsteht also in dem Gedächtniße eine wirklich anschauliche Mehrheit und Einzelnheit, in objektiven Formen, welche die Seele vergleichen und unterscheiden kann, um die Begriffe davon zu entwerfen, die sie hernach mehr oder weniger vereiniget oder zertheilt, um den Kreis ihrer Beurtheilungen zu erweitern.

Obgedachte gleichförmige und in der Seele zuerst eingetragene Gedächtnißzeichen sind eigentlich dasjenige, was wir Einheiten nennen. Unser Vermögen zu vereinigen und zu zertheilen, ergreift sie sogleich, als seine beßten Werkzeuge zu den genauesten Berichtigungen. Indem es das Quantum dieser gleichförmigen Zeichen aufs äusserste zertheilt, so stößt es auf seine Einheiten

und

und erkennt ihre Individualität; wenn es sie gegeneinander vergleicht, bemerkt es ihre Identität, und, indem es solche nach und nach zusammen verbindet, so erfindet und bestimmt es die verschiedenen Quantitäten, welche durch dieses Verfahren gebildet werden.

Um aber diese verschiedenen Mehrheiten voneinander und von den gleichförmigen Einzelheiten zu unterscheiden, so braucht die Seele andere neue Gedächtnißzeichen von verschiedener Art und hierinnen liegt der Ursprung der Zahlen. Die wesentliche und ursprüngliche Gestalt dieser Zeichen, wissen wir eben so wenig anzugeben, als die Form aller übersinnlichen Hieroglyphen. Sie mußten aber, wie alle leztere, in sichtbare und hörbare conventionelle Zeichen verwandelt werden, um sich uns und anderen vorstellen zu können.

Man bezeichnete also jede von den uranfänglich gleichförmigen Hieroglyphen unserer ersten Unterscheidungen mit dem Namen und der Zahl Eins, und bestimmte ihre verschiedene Zusammenfügungen mit den Namen und Zeichen der übrigen Zahlen. Auf diese Art sind diese kostbaren Instrumente entstanden, mit welchen wir Zeit und Raum ausmeßen.

Wir haben also gezeigt, daß die Hieroglyphe der Einheit das erste Zeichen ist, so in unser Gedächtniß kömmt, und daß wir diesen Urstof der Zahlen in uns tragen, ehe wir noch anfangen, zu denken; ferner, daß die Zahl Eins und alle folgende, keine wesentliche Begriffe ausmachen, weil sie keine Eigenschaft eines äußeren Gegenstandes abbilden, sondern auf Gegenstände warten, um eine Wirklichkeit zu erlangen, durch welche sie sich unsere Einbildungskraft vorstellen können; daß sie durch innere Anschauungen erzeugt werden, und daß die Begriffe, so wir von ihnen haben, blos durch die Anwendung derselben sich entwickeln; daß folglich diese Begriffe ursprünglich keine objektive, sondern wahre subjektive Ideen sind, und daß ihre wesentliche Natur durch die Sinne weder begriffen noch bezweifelt werden kann, weil sie nicht durch die Sinne entstanden sind. Leztere dienen ihnen blos, sich zu entwickeln und im Materiellen anwendbar zu werden; und nur, wenn sie in das Reich der Sinne kommen, können sie von selbigen gefälscht werden.

Eben deswegen sind die Formeln der reinen Rechenkunst, (mathesis pura) absolut wahr, denn sie sind das reine Werk des Vergleichungsvermögens und des Gedächtnißes, da hingegen die Zahlenkunst, auf körperliche Dinge angewen-

det,

det, (mathesis applicata) gar leicht durch Irrthümer, so von den Sinnen herrühren, irrig werden kann.

Aus diesem sehen wir nun, daß die Zahl Eins und alle ihre Entwickelungen denjenigen Mitteln angehören, durch welche wir denken und die man, gar wohl, Formen der Seele nennt; daß folglich ihre Wahrheit für die gesunde Vernunft und allgemeinen Menschenverstand die größte Gewißheit haben muß.

Die Zahl Eins, dieser Urstof aller arithmetischen Wißenschaften, ist das Gedächtnißzeichen einer Unterscheidung zwischen der Fühlung etwas gefühlt zu haben, welche zu einfach ist, um täuschen zu können, und dem Gefühle unserer Existenz, welches die gewißeste Wahrheit ist, so wir haben; folglich ist die Wahrheit der Zahl Eins diejenige, welche der Gewißheit unserer Existenz am nächsten zur Seite steht.

Endlich können wir aus diesem Allem den Schluß ziehen, daß die Zahl Eins, ob wir sie gleich nicht definiren können, dennoch viel unfehlbarer und unwidersprechlicher sey, als eine Definition, und daß dieserwegen die mathematischen Beweise auf einem viel sicherern Grunde stehen

stehen, als die logikalischen, welche auf Sätzen beruhen, die aus sinnlichen Ideen entstanden, und zusammengesezt sind.

Seite 306 Zeile 4 gestimmt; lies: stimmbar.

Seite 349 Zeile 16 eines Gefühls; lies: eines Selbstgefühls.

Seite 419 Zeile 6 Aberglaube; lies: Unglaube.

VIII. Nach=

VIII.

Nachtrag zu den Bemerkungen über die Mahlerey.

Seite 33 zwischen der neunten und zehenten Zeile schalte ein:

Obgedachter Kunstgriff, das Licht zum Leitstern für das Auge zu gebrauchen, scheint mir fast auf alle große Mahlereyen anwendbar, in denen viele Gruppen und Figuren vorkommen. Der verworrene Anblick dieser Gattung von Gemälden ist gemeiniglich sehr mühseelig auseinander zu setzen, und das der Mahlerey so eigne Verdienst einer schnellen und lebhaften Würkung geht dadurch verlohren. Denn die würksamsten aller Eindrücke, sind die, so uns durch die Augen zukommen: der Anblick einer Begebenheit übertrift alle Erzählungen derselben und nichts ist beredter als eine vollkommne Pantomime, weil jeder sich die Worte dazu nach seiner Empfindung denkt.

Um aber für das Aug zu sprechen, muß man deutlich und leicht zu fassen seyn. Die Lebhaftigkeit des anschaulichen Eindrucks besteht nicht allein in der Geschwindigkeit, mit welcher der Blick das Ganze einer Handlung umfaßt, sondern

in der Ordnung mit welcher die einzelne Theile und Umstände derselben sich unserm Anblicke vorstellen. Nur diese Ordnung kann der Seele den auffallenden Eindruck einer vollständigen Idee geben.

Also muß der Verfertiger einer weitläufigen Mahlerey dem Auge des Zuschauers die Ordnung vorzuschreiben trachten, in welcher es sein Gemälde überschauen soll. Er muß suchen, ihm durch den hellsten Lichtstrahl den Anfang der Handlung anzuzeigen, und die Schnelligkeit des Blicks mit dem Gange derselben, durch die Verfolgung des abnehmenden Lichts, bis zum Ende der Handlung verbinden.

Auf diese Art ꝛc. ꝛc.

Errata:

Seite 26 Zeile 5 streiche aus: er

— 34 — 17 statt Eigenschaften lies: Eigenschaft.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gleichen, Karl Heinrich von

Gedanken über verschiedene Gegenstände der Politik und freien Künste

[S.l.] 1797

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.257
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11109099-7
VD18 12320323-001